

Warme Worte zum Beginn

Ich habe früher schon mehrfach versucht, so etwas wie eine Autobiografie zu schreiben, bin aber immer wieder daran gescheitert. Mal fehlte die Zeit, mal der eigene Antrieb und mal wusste ich nicht so richtig, für wen ich es denn zu Papier bringen sollte. Dann kam der Durchbruch, weil ich Iris, meiner geliebten Frau, etwas ganz Besonderes zum Geburtstag oder zu Weihnachten schenken wollte. Gut Ding will eben Weile haben. Weil ich dann neben dem Text zur besseren Vorstellung noch ein paar Bilder einbauen wollte, habe ich meine Schwester Heike gefragt, was sie mir denn so zur Verfügung stellen könnte und plötzlich freute sie sich so richtig auf meine Jugenderinnerungen, die ja zum Teil auch ihre waren und für das Versprechen, daß sie ein Exemplar geschenkt bekommt, hat sie alles, was mit uns oder unserer Familie zusammenhängt, herausgerückt – natürlich nur leihweise.

Je länger ich saß, desto mehr hat mein Gedächtnis wieder freigegeben. Natürlich ist mir einiges entfallen, anderes habe ich mehr oder minder geschickt unter den Teppich gekehrt. Trotzdem ist das, was übrig geblieben ist, ziemlich repräsentativ für meine ersten 16 Jahre. Und alles ist die reine Wahrheit, auch, was Heikes Fall in die Schrote betrifft

Niederndodeleben, 2011 bis 2013

Wie alles begann

Wenn man nach den Wurzeln unserer Familie forscht, kommt man um einen kleinen geschichtlichen Exkurs nicht herum. Österreich, Rußland und Preußen einigten sich 1772, Teile von Polen unter sich aufzuteilen. Das nennt sich heute noch die „1. Polnische Teilung“. Dabei bekam Österreich den Landesteil Galizien, Rußland griff sich Ost-Weißrußland und Preußen bekam Westpreußen dazu. Interessant ist für unsere Familiengeschichte nur Galizien.

Maria Theresia, ihres Zeichens Kaiserin von Österreich, ergriff die Initiative, diesen jetzt ihr gehörenden Landesteil neu zu besiedeln, unter anderem durch deutsche Aussiedler aus der Kurpfalz. Die Kurpfalz war zur damaligen Zeit ziemlich zerstückelt, so daß für unsere Familie wiederum nur die Teile, die heute in Hessen und Rheinland-Pfalz liegen, interessant sind. Wir beginnen unsere Familiengeschichte mit der nachgewiesenen Information, daß sich etwa 1780 unsere Vorfahren väterlicherseits vom Raum Heidelberg aus auf den Weg in eine neue Welt machten. Sie zogen den ganzen Weg über Süddeutschland und Österreich-Ungarn mit Pferdewagen und zu Fuß gen Osten bis zur Donau. An der Donau angekommen wurden kleine Schaluppen gezimmert, mit denen sie bis Wien und weiter kamen. Am Ende des schiffbaren Weges wurden die Schaluppen als Brennholz verkauft und der Rest des Weges wurde wieder mit Pferdewagen und zu Fuß zurückgelegt. Die Strecke betrug insgesamt etwa 1600 km. Maria Theresia sollte diese Besiedlung nicht mehr erleben, aber ihr Sohn Kaiser Josef II. von Österreich hat dieses Werk vollendet.

Einige der Umsiedler mit Hoffnung auf ein Stück eigenes Land und eine sorgenfreie Zukunft gründeten 1782 das Dorf Ugartsthal in der Nähe der Kreisstadt Kalusch. Der Name von Ugartsthal leitet sich aus der Verehrung für den österreichischen Gouverneur von Mähren, Alois Graf von und zu Ugarte, ab. Ugartsthal wurde bald darauf das Kirchspiel für sieben Orte, eine Art Verwaltungsgemeinschaft. Heute heißt der Ort Tespo wo und gehört zur Ukraine.

Zu den Familien, die Ugartsthal gegründet haben, gehörte auch eine Familie Anweiler und damit sind wir mitten in der Familiengeschichte der Familie Ernst, selbst, wenn der Name Ernst erst später auftaucht.

Familie Anweiler kam aus dem kleinen Dorf Nußloch, 12 km südlich von Heidelberg. Der Bauer Heinrich Anweiler zog mit seiner Frau Marie Katharina in die Fremde, um dort das Glück zu machen. Galizien war offensichtlich die richtige Entscheidung, weil aus dem Ortsplan von 1939 hervor geht, daß mindestens 4 Gehöfte von Familien mit dem Namen Anweiler bewirtschaftet wurden.

Die Gründung des Ortes 1782 unter Beteiligung der Familie Anweiler ist im „Gedenkbuch zur Erinnerung an die Einwanderung der Deutschen in Galizien vor 150 Jahren“ von 1931 beschrieben. Danach verliert sich jedoch die Spur für 75 Jahre. Das nächste, was gesichert ist, ist 1847 die Geburt von Philipp Johann Anweiler in Ugartsthal, der die am 6. Februar 1860 in Gelsendorf geborene Barbara Kohl heiratete. Sie bekamen 2 Kinder. Am 10.7.1895 erblickte Barbara Anweiler das Licht der Welt – meine spätere Oma. Am 18.05.1900 wurde ihr Bruder Christof Jakob geboren. Über ihn ist nichts weiter bekannt.



Das Wappen von Galizien

Der Familienzweig mit dem Namen Ernst stammte aus Dolyna, etwa 25 km von Ugartsthal entfernt. Dort lebten und starben Jakob Ernst und Maria Elisabeth, geb. Schadt. Sie hatten einen Sohn, Johann Wilhelm Ernst, der Anna Marie Dech heiratete. Johann Wilhelm wurde am 08.08.1865 geboren, Anna Marie am 04.04.1871. Aus dieser Ehe ging Jakob Ernst hervor, geboren am 17.06.1891 – mein späterer Opa.



Der „Polnische Friedhof“ in Dolyna

Heute ist in Dolyna von den deutschstämmigen Bauern nichts mehr zu sehen. Erhalten geblieben ist nur ein alter Friedhof. Er wird „Polnischer Friedhof“ genannt, obwohl sich dort neben vielen Gräbern der kaiserlichen Truppen Österreich-Ungarns bestimmt noch Spuren unserer Familie finden lassen.

Wie Jakob Ernst nach Ugartsthal kam, ist nicht überliefert. Irgendwann, so um 1920, hat er aber dort die junge Bäuerin Barbara Anweiler geheiratet und so beginnt für mich an dieser Stelle die Familiengeschichte mit meiner Oma als erster Person, die ich noch gekannt habe.

Jakob und Barbara Ernst bekam im Laufe der Zeit fünf Kinder. Das waren in der Reihenfolge Elisabeth (25.02.1923), Jakob (12.07.1925), Maria (02.07.1927), August (19.06.1929) und Hermine (18.02.1937).



Ugartsthal

August Ernst wurde später mein Papa. Dieser kleine August war ein zarter, hübscher, blonder Junge, der von frühester Kindheit an neben der Schule auf dem elterlichen Bauernhof mitarbeiten musste. Baby August war ein Sommerkind mit blauen Augen und einer spitzen Nase. Er wuchs heran wie jeder dort im Dorf und eigentlich hätte sein Leben so verlaufen sollen wie das der Bauern, die vor ihm lebten und die nächste Generation hätte wieder leben sollen wie er. Aber das Leben war nicht gerecht und die Zeiten waren unsicher. 1941 überfiel das Deutschland unter Hitler die Sowjetunion und wie es den Deutschen in der Ukraine erging, kann man nur ahnen. Das ganze Dorf Ugartsthal wurde gesäubert, d.h., daß alle, die deutschstämmig waren, vertrieben wurden und damit auch Familie Ernst Haus und Hof verlor. Die Gehöfte wurden von jetzt an durch Ukrainer und Russen bewirtschaftet.



Ugartsthal heute bei GOOGLE EARTH

Das war aber der kleinere Verlust, weil Jakob Senior im Krieg gefallen und Barbara nun mit den 5 Kindern allein war. Mit ihren paar Habseligkeiten, die ihnen geblieben waren, zogen sie zu Fuß in Richtung Deutschland. Von Russland bis Deutschland hatten sich alle Ländergrenzen verschoben, so dass ein Teil, der früher Deutschland war, zu Polen und ein Teil von Polen der Sowjetunion zugeschlagen wurde und mitten zwischen den Mühlsteinen der Geschichte und inmitten vieler anderer Schicksale versuchte Familie Ernst, eine neue Heimat zu finden. Der Marsch durch Polen dauerte etwa zwei Jahre. Wenn man aber denkt, dass es nicht mehr schlimmer kommen kann, trifft einen der nächste Schlag. Auf dem Marsch starben mit Elisabeth und Jakob zwei der Geschwister, Jakob, soweit ich weiß, an Typhus.



Ugartsthal heute

Auf der Odyssee durch Polen blieb Familie Ernst bzw. der Rest, der geliebt war, nur an einer Stelle für eine längere Zeit hängen. Das war in der Nähe von Lodz. Der einst so kleine August war mittlerweile fast 18 Jahre alt und arbeitete zeitweise auf einem Gestüt. Einmal hat eins der Pferde ausgetreten und ihn schwer am Kopf getroffen. Diese Narbe behielt er ein Leben lang. Wie schlimm die inneren Narben waren, kann man nur ahnen, weil er sein ganzes Leben lang nur einmal über die Vertreibung gesprochen hat. Erst kurz vor seinem Tod hat er mir etwa eine Stunde lang diese Zeit beschrieben und dabei versucht, in sich nicht noch einmal alles hoch kommen zu lassen. Seine letzten Worte dazu waren: „Die Polen waren eigentlich ganz in Ordnung aber die Russen waren Tiere“.

Irgendwann ging der Marsch dann weiter und die Familie landete westlich der Oder in der damaligen sowjetischen Besatzungszone. Der Zielort war Roggentin bei Rostock, wo sie sich als Neubauern niederließen. Das bedeutete, dass man ein wenig Land zugewiesen bekam und dort wieder in der Landwirtschaft arbeiten konnte. Seine beiden Schwestern Hermine und Maria heirateten dort und ließen sich dauerhaft nieder. Für August verlief die Folgezeit nicht ganz so einfach. Zuerst wurde er geworben, Mitglied der SED, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, zu werden. In diesem Zusammenschluss aus der Kommunistischen Partei und der Sozialdemokratischen Partei im Osten Deutschlands wurde in dieser Zeit offiziell noch nach KPD- und SPD-Fraktion unterschieden. Ich habe einmal in einem alten

Dokument bei meinem Vater gesehen: Mitglied der SED,
SPD-Fraktion.



Mit diesem Parteibuch in der Tasche wurde er in einen kleinen Ort in der Nähe von Salzwedel delegiert. Der Ort hieß Ritze und mein Vater wurde dort für ein Jahr Bürgermeister. Nun muss man sich das so vorstellen, dass ein völlig ortsfremder junger Mann ohne Wurzeln in diesem Dorf im Alter von Anfang 20 den alt eingesessenen Bauern sagen sollte, wie die Welt jetzt funktioniert. Ich denke, dass er dort nicht glücklich war. In seinem weiteren Werdegang wurde er dann zum Studium als Diplom-Staatsrechtler nach Potsdam-Babelsberg delegiert. Mit seinem unruhigen Vorleben und ohne jede Möglichkeit einer gewissen Elitförderung war diese Zeit für ihn eine extrem hohe Herausforderung und der erfolgreiche Abschluss kann nicht hoch genug bewertet werden.

Noch ein paar abschließende Worte zu Ugartsthal: Die ehemalige deutsche Bevölkerung verstreute sich über ganz Deutschland und mein Vater hat erst nach 1990 wieder von einem seiner alten Schulfreunde eine Nachricht bekommen. Dieser Schulfreund lebte in der Nähe von Stuttgart, mein Vater hatte aber keine richtige Lust auf einen erneuten Kontakt und als er sich fast dazu durchgerungen hatte, ihn doch zu besuchen, bekam er die Nachricht von dessen Tod.

Die Schwestern blieben beide in Roggentin und arbeiteten bis zu ihrer Rente genau wie ihre Ehemänner in der LPG. Hermine heiratete Willi Kutzner. Sie bekamen etwa 1961 ihre Tochter Karin. Maria heiratete Erwin Albrecht. Sie bekamen 2 Söhne, Manfred und Peter. Peter starb im Alter von etwa 16 Jahren an einer seltenen Infektionskrankheit.

Anfang der siebziger Jahre kam es zwischen den Schwestern zu einem heftigen Streit und beide brachen den Kontakt miteinander ab. Das war in einem kleinen Dorf wie Roggentin bestimmt nicht so ganz einfach, die Funkstille wurde aber bis zum Tod von Maria im Jahr 2000 konsequent durchgehalten.

Hier sind wir nun aber mitten in der neueren Familiengeschichte und die Details dazu gibt es später.

Meine Familie mütterlicherseits kam aus einer ganz anderen Gegend. Die Wurzeln dieses Teils unserer Familie liegen, soweit zurückverfolgbar, in Staßfurt. Dort lebte im 19. Jahrhundert im Stadtteil Leopoldshall ein Schuster namens Töpfer. Über seine Frau ist mir nichts bekannt. Dieser Schuster und seine Frau bekamen sechs Kinder, fünf Mädchen und einen Jungen. Der Junge starb bereits bei der Geburt, die Mädchen dagegen erreichten allesamt ein recht hohes Alter. Da standen nun also die Mädchen wie die Orgelpfeifen, geboren im Abstand von 1-2 Jahren, und hatten ein Leben lang viel Kontakt miteinander. Von alt nach jung waren das Anna, genannt Anni, Emma, genannt Emmchen, Anna Marie, genannt Mariechen, Ida und Martha, genannt Martchen. Als Sammlung von Kurzbiografien nur so viel:

Anni hat geheiratet und war dann irgendwann Frau Clauß. Ihr Mann ist im Krieg gefallen und sie ist dann nach dem Krieg nach Bernburg gezogen. Sie hat 2 Jungen aufgenommen und war ihnen wie eine Mutter.

In Bernburg wohnte sie in der Wolfgangstraße 6. Dieses Haus gehörte der ganzen Familie Töpfer und sollte sich später noch als Objekt größerer Probleme darstellen.



Bernburg, Wolfgangstraße 6 (Haus Mitte) im Jahr 2012

Ich habe nie darüber nachgedacht, ob mir vielleicht heute, wenn alles ganz anders gekommen wäre, ein 1/256 Teil des Hauses gehören würde. Chance vertan. Wie die Familie Töpfer zu dem Haus gekommen ist, das weiß ich nicht. Es war aber bestimmt nicht schwerer, als das Haus dann später wieder loszuwerden.

Die Zweitgeborene, Emmchen, war ein Leben lang unverheiratet. Sie hat ihre ganze Kraft viele Jahre lang in die Erziehung von Kindern in Kinderheimen gesteckt, zuerst in Berlin-Spandau, später ist sie dann nach Goslar umgezogen. Von dort bekamen wir dann ab und zu ein Paket mit etwas Spielzeug oder Süßigkeiten und ein paarmal hat sie uns auch in Magdeburg besucht.



Haus Sonnenhof, die langjährige Wirkungsstätte von Tante Emmchen

Sie hatte ein wunderbares Hobby – Reisen. Jedes Jahr kam aus einem anderen Teil der Welt eine bunte Ansichtskarte, die sich meine Schwester neben vielen anderen Ansichtskarten an die Rückwand ihres Kleiderschranks klebte. Für uns war diese Welt damals völlig unerreichbar.

Die Drittgeborene war Mariechen, meine Oma, deshalb an einer späteren Stelle mehr zu ihr.

An vierter Stelle stand vom Alter her Ida. Sie war eine verheiratete Schmidt, lebte ihr ganzes Leben über in Staßfurt und hatte zwei Söhne, Werner und Georg. Werner wohnte auch in Staßfurt und war mir von der ganzen ganzen Familie immer mein Lieblingsonkel. Verheiratet war er mit Anneliese. Beide waren kinderlos und so nahmen sie ab und zu am Aufwachsen von Heike und mir Teil.

Tante Ida war etwas hypochondrisch veranlagt. Einmal wurde sie sogar richtig böse zu mir, weil ich sie als gesund bezeichnet habe und ihre Herzprobleme nicht so richtig zu würdigen wußte.

Die jüngste Tochter war Martchen und lange Zeit verheiratet mit Hermann Graul. Er war Krankenpfleger im Krankenhaus in Staßfurt und der Einzige der Ehemänner der Schwestern meiner Oma, den ich persönlich kennen gelernt habe. In meiner blassen Erinnerung war er ein kleiner, rundlicher, lauter und immer gut gelaunter Mann, wobei sich beim Kramen in der Vergangenheit Heike an einen ganz anderen Typen Mensch erinnerte. In Erzählungen über ihn kam er mittags zum Essen nach Hause und wenn nicht alles fertig war, drehte er sich zornig auf der Schwelle um und ging wieder.

Onkel Hermann ist Ende der Sechziger Jahre bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Zu seiner Beerdigung fuhr ich mit meiner Mutti nach Staßfurt und habe im Schlafzimmer der Nachbarin von Tante Martchen gewartet, bis alles vorbei war. Nicht die schönste Erinnerung.

Tante Martchen hatte zwei Töchter, Inge und Edith. Inge war verheiratet mit Uwe Schlegel und beide hatten einen Sohn, Kai-Uwe, etwas jünger als ich. Sie sind nach Dresden gezogen und wohnten dort unweit vom Großen Garten. Die andere Tochter, Edith, war verheiratet mit Klaus Gertenbach und hatte zwei Söhne, Jörg und Frank. Mit Familie Gertenbach hatten wir noch relativ viel Kontakt, obwohl auch das nicht so ganz einfach war. Weder Familie Gertenbach noch wir hatten ein Auto. Außerdem war Edith zeitweise in psychiatrischer Behandlung. Familie Gertenbach wohnte in einer Neubauwohnung, warm und trocken und mit Telefon. Für uns war das der pure Luxus aber wenn sich zu Familienfeiern in den winzig kleinen Räumen der Besuch zusammen drängte, war plötzlich auch der feuchte Altbau, in dem wir wohnten, wieder schön.



Der frühere Leninring 7 in Staßfurt im Jahr 2012, zweiter Eingang von rechts, heute August-Bebel-Straße

In der Biografie von Tante Martchen gab es einen bösen Tag, an dem sie einen Schlaganfall erlitt und die letzten Jahre ihres Lebens halbseitig gelähmt war. Sie kam dann in ein Pflegeheim in Staßfurt gegenüber vom Zoo und ist dort irgendwann als erste der 5 Schwestern verstorben.



Anni, Mariechen und Martchen (von links)

Zurück zu den Anfängen: der Schuster namens Töpfer hatte ein schlimmes Laster, den Alkohol. Das führte dazu, dass in späterer Zeit die Schwestern Mitglieder des Guttemplerordens wurden. Dieser Orden, eine recht lose Gemeinschaft Angehöriger von Alkoholikern, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, selbst keinen guten Tropfen zu trinken, missionarisch zu arbeiten und den Alkohol zu verdammen sowie dem Rest der Welt Beispiele zu bringen, was der Suff aus den Menschen macht. Das schlimmste Machwerk, das ich in dieser Richtung je gesehen habe, war ein Lehr- und Missionarsbuch namens "Aus frischem Quell". Es drückte schon extrem auf die Tränendrüsen, wenn z.B. Väter die Schuhe ihrer Kinder verkauften, um Geld für Schnaps zu bekommen. Das Buch enthielt Lieder, Gedichte, Erzählungen, Zeichnungen und führte bei Heike und mir zu höchster Erheiterung. Zum Glück hat sich die Geschichte mit dem Hass auf den Alkohol nicht ewig gehalten, so dass es bei meinen Großeltern später ab und zu auch einmal einen kleinen Likör oder eine Flasche Wein gab. Am liebsten war Mehrfruchtwein, darunter ein wunderbarer süßer Selbstgemachter aus Weichselkirschen. Im Keller meiner Großeltern lagen davon noch sechs oder sieben Flaschen. Einmal, als ich etwa 15 Jahre alt war, hat meine Oma eine Flasche davon geöffnet. Ich durfte ein wenig davon kosten und es hat wunderbar geschmeckt. Es wurde danach nie wieder eine Flasche angerührt, bis ich mir dann irgendwann, frech wie ich war, einen dieser Flaschen eingesteckt und nach den Ferien mit nach Hause genommen habe. Wie groß war aber meine Enttäuschung, als die Flasche endlich offen war: Der Inhalt war total verdorben. Das war der Fluch der bösen Tat.

Zur Geschichte meiner Großeltern. Mariechen wurde am 3. August 1903 in Staßfurt geboren, ging dort zur Schule und war wie ihre Schwestern ein geselliges Mädchen. Sie sang und wanderte gern und war Mitglied der „Wandervögel“ – eines Vereins, der mit Gesang und Geselligkeit den Harz durchstreifte. Den Kalauer zum Namen „Wandervögel“ erspare ich mir an dieser Stelle. In diesem Verein hat sie dann jedenfalls den 4 Jahre jüngeren Otto Falk, geboren auch in

Staßfurt am 13.12.1907, kennen- und lieben gelernt. Otto hatte eine Lehre zum Drogisten abgeschlossen und war damit auch in der Familie Töpfer wohl angesehen. Seine Lehre hat er in Magdeburg in der Ritterstraße 1 absolviert. Als ich ein kleiner Junge war, hat er mir diese Straße einmal gezeigt, das Gebäude war aber im 2. Weltkrieg zerstört worden und jetzt stand dort nur noch ein heruntergekommenes Mietshaus.

Auf seinen Abschluß als Drogist ist er ein Leben lang sehr stolz gewesen. Wenn er selbst in einer Drogerie einkaufte, ließ er gern durchblicken, daß er vom Fach war. Dazu gehörte auch, daß er sich Drogisten, die keinen blütenweißen Kittel trugen, als „Mann der alten Schule“ überlegen fühlte. Was dem Schornsteinfeger sein Zylinder ist dem Drogist sein Kittel.





Marie Töpfer ca. 1930

Otto und Mariechen heirateten Anfang der Dreißiger Jahre in Staßfurt. Beide zogen kurz nach ihrer Hochzeit in das etwa 3 km entfernte Neundorf. Nun ist Staßfurt schon keine pulsierende Metropole gewesen, in Neundorf war es dann aber so richtig ruhig. In dieser für Selbständige eigentlich zu ruhigen Atmosphäre eröffneten die beiden eine Drogerie. Dort gab es alles: Seife, Lakritze, Waschlappen, Filme, Süßwaren, Tee und Gewürze und in dieser Unsortiertheit noch vieles mehr. Es war also in bestem Sinne ein Vorläufer der „Rossmann“- und „DM“-Märkte.



Die Falken-Drogerie existierte trotz aller Widrigkeiten über 30 Jahre. Weder die Tatsache, daß meine Großeltern ziemlich am Existenzminimum lebten noch, daß es in diesem Dorf sogar noch eine zweite Drogerie gab, konnten den Enthusiasmus von meinem Opa bremsen. Im Gegenteil. Sie wurden in Neundorf so richtig seßhaft. Es wurden auch zwei Kinder geboren: ein kleiner Junge, der sofort bei der Geburt starb und am 23.4.1934 eine Tochter namens Rotraud – meine Mutti.



Irgendwann, Anfang der sechziger Jahre, war dann aber doch Schluß mit Neundorf und der Drogerie und das kam so: Meine Großeltern hatten ein gemeinsames Interesse. Sie engagierten sich beide in der LDPD – der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands, einer der Blockparteien in der DDR. Offiziell war die LDPD ja die Interessenvertretung der kleinen Gewerbetreibenden. Realistisch betrachtet war diese Mitgliedschaft jedoch von keinem greifbaren Nutzen bis auf ein einziges Mal. Mein Opa bekam von der LDPD das Angebot, als stellvertretender Bürgermeister nach Genthin zu gehen. Es fiel ihm bestimmt nicht leicht, das Geschäft aufzugeben aber im Zuge der allgemeinen Verstaatlichung von Privatbetrieben und Dienstleistern war das wohl die beste Alternative.

Zuerst gab es den üblichen Ausverkauf. Alle nicht verkauften Artikel, sofern nicht verderblich, wurden in Kartons und Kisten verpackt und im Keller und auf dem Boden meiner Großeltern eingelagert. Gut, wer zu seiner Wohnung den benötigten Stauraum hat. Es gab hunderte leerer Parfümflaschen, kistenweise Korken, tausende Papiertüten und unzählige andere Überbleibsel. Die Falken-Drogerie war auch später bei uns zu Hause noch lange nach ihrer Schließung ein Thema. Wir benutzten Tüten mit dem Aufdruck „30 Jahre Falken-Drogerie“, wuschen uns mit Waschlappen, in die „5 Jahre Falken-Drogerie“ eingewebt war und hörten von meinem Opa wieder und wieder einen Witz, der nur von einem Drogisten kommen konnte. Der Vollständigkeit halber möchte ich ihn hiermit erzählen:

3 kleine Jungen kommen in eine Drogerie. Der erste sagt: „Ich möchte bitte für 5 Pfennig Lakritze“. Der Drogist holt eine schwere Leiter, stellt sie an ein hohes Regal, klettert bis ganz nach oben, holt für 5 Pfennig Lakritze, bringt die Leiter wieder weg und fragt den zweiten Jungen: „Und was möchtest Du?“ - „Auch für 5 Pfennig Lakritze.“ Der Drogist holt also wieder die schwere Leiter, stellt sie an das hohe Regal, klettert bis ganz nach oben, holt für 5 Pfennig Lakritze und fragt vorsichtshalber den dritten Jungen: „Möchtest Du auch für Pfennig Lakritze?“ - „Nein.“ Der Drogist klettert runter, bring

die Leiter weg und fragt den dritten Jungen: „Und Du?“ - „Bitte für 10 Pfennig Lakritze.“

Meine Mutti selbst wurde in Neundorf geboren und wuchs dort auch auf. Den Bildern aus dieser Zeit nach war sie ein fröhliches und umsorgtes Kind. Diese liebe und freundliche Art hat sie auch ein ganzes Leben lang beibehalten.



Bei uns zu Hause gab es noch einige Fundstücke aus ihren ersten Lebensjahren. Da waren ein gelblicher Puppenwagen, ein weißer Teddy, Eisbär genannt und ein paar Kinderbücher. Ihre „Babybücher“ waren nicht mehr dabei, dafür aber 2 Bücher der Serie „4 Freunde“ mit Hanni, Fritz, Putzi und Kolk. Ein Junge, ein Mädchen, ein kleiner Hund und ein Rabe durchstreiften die Umgebung und erlebten Abenteuer, die heute so spannend sind wie zuschauen, wenn das Gras wächst.



Bis zur 4. Klasse ging die kleine Rotraud in Neundorf zur Schule. Ab der 5. Klasse mußte sie nach Staßfurt, weil es in Neundorf nur eine Grundschule gab. In Staßfurt wurden auch die Kinder aus den anderen umliegenden Dörfern beschult und so kam es, daß ihre beste Freundin aus dem Nachbarort, aus Rathmannsdorf, kam. Es gab dann noch eine Dritte im Bunde, die irgendwann in den fünfziger Jahren nach Krefeld gezogen ist. Diese 3 Mädchen waren so gut befreundet, daß der Kontakt auch noch viele Jahre weiter aufrecht erhalten wurde.

Von ihrer Schulzeit ist mir nichts weiter bekannt, außer, daß in einer Klasse höher die spätere Opernsängerin von Weltruf, Renate Hoff, gelernt hat und so gehörte unter den 3 Freundinnen noch viele Jahre später wie ein Ritual dazu, sich zu Weihnachten gegenseitig Klassikschallplatten mit Aufnahmen von Renate Hoff zu schenken.



Am Ende der Schullaufbahn stand zuerst das Abitur und danach eine Ausbildung zur Drogistin, wohl, um später im Familienbetrieb mitarbeiten zu können. Ihre Lehre dazu hat sie im 3 km entfernten Staßfurt absolviert und ganz bewußt nicht bei ihrem Vater, um auch einmal eine andere Umgebung kennen zu lernen. Da die heimische Drogerie aber keine 3 Personen dauerhaft ernähren konnte und da sie ein gutes Abitur hatte, bewarb sie sich anschließend um einen Studienplatz als Diplomstaatsrechtler in Potsdam-Babelsberg.



Sie wurde angenommen und verließ damit zum ersten Mal für längere Zeit das heimatliche Neundorf. Gleich zu Beginn zog sie mit einer anderen jungen Frau, Christine Schramm, die ihr eine gute Freundin werden sollte, in eine gemeinsame kleine Studentenwohnung mit 3 Zimmern. In diese Zeit fielen dann ihre größte finanzielle Ausgabe bis zu diesem Zeitpunkt – eine Schmalfilmkamera, ihre erste Auslandsreise nach Bulgarien und sie lernte ihren späteren Mann kennen – August Ernst.

August und Rotraud waren 3 Jahre zusammen und dann heirateten sie. Das Hochzeitsfoto der beiden hing, solange ich denken kann, im Schlafzimmer. Zwei junge, schöne Menschen, die alt genug waren, dass nichts kindliches mehr an ihnen war, aber jung genug, sich eine gemeinsame Zukunft aufzubauen.



Im August 1961 war es soweit. Dieser Tag soll ja der schönste im Leben sein aber es lief wohl nicht alles nach Plan. Die ganze Familie aus Roggentin rückte in Neundorf ein und beide Familien – der Zweig der Falks von Rotraud und der der Ernsts von August wußten nicht so richtig etwas miteinander anzufangen. Der Humor war unterschiedlich, die Herkunft und die Vorstellungen von der Zukunft. Es sollte die einzige gemeinsame Familienfeier beider Zweige bleiben.



Zuerst ein Foto mit den Eltern: von links sind zu sehen Barbara Ernst geb. Anweiler, Rotraud Ernst (seit diesem Tag, vorher Falk), August Ernst, Marie Falk, geb. Töpfer und Otto Falk.

Dieses Foto ist das einzige, das Barbara Ernst zeigt. Weitere Fotos existieren weder bei mir noch bei meiner Schwester. Mit den Fotos der Familie Falk ist es da schon besser. Da Otto Falk ein begeisterter Hobby-Fotograf war gibt es von nahezu jedem Familienmitglied eine kleine Galerie. Weiterhin hat er auch immer jemanden für den Auslöser gefunden, um selbst regelmäßig auf Fotos aufzutauchen.

Auf dem zweiten Foto sind einmal alle „jungen Leute“ zu sehen – das Hochzeitspaar und Augusts Schwestern mit ihren Ehepartnern. Das sind von links Maria und Erwin Albrecht, Rotraud und August Ernst sowie Hermine und Willi Kutzner.



Rotraud, meine Mutti, war mit 27 Jahren, verglichen mit den anderen Mädchen des Ortes, bei ihrer Hochzeit schon relativ alt. Der Kommentar ihrer Nachbarn dazu war: Da hat sie ja doch noch einen abbekommen und sogar einen Studierenden.

Zum Abschluß dieses Kapitels: Rotraud und August beendeten beide ihr Studium in Babelsberg als Diplom-Staatsrechtler.

Um das Diplom zu bekommen mußte man eine Diplomarbeit schreiben. Rotraud hatte in ihrem Zimmer einen kleinen Reiseplattenspieler für Schallplatten und als sie den letzten Satz ihrer Arbeit geschrieben hatte, legte sie den Triumpfmarsch aus Aida auf, drehte die Lautsprecherbox – Mono – ganz laut und setzte den letzten Punkt.

Die kleine Familie Ernst

Mit Trauschein und Diplom in der Tasche zogen Rotraud und August Ernst 1962 gemeinsam nach Magdeburg. Das war die einzige Möglichkeit, in die gleiche Stadt vermittelt zu werden, obwohl sie zu Magdeburg nicht die geringste Bindung hatten. Es war für beide keine Traumstadt. Die gesamte Innenstadt war im Zweiten Weltkrieg zerstört worden und die Narben aus dieser Zeit waren noch an vielen Stellen sichtbar. Wohnraum war knapp und so nahmen sie auch hier, was gerade zu bekommen war.

Die erste Wohnung der beiden lag zu Fuß etwa eine Viertelstunde vom Stadtzentrum entfernt im Schillerweg, abgehend von der Maxim-Gorki-Straße. Genau genommen war es nur ein Zimmer zur Untermiete. Die Vermieterin hieß Frau Pröttel, war eine Mittfünfzigerin und seit dem Krieg verwitwet. Sie hat auch nie wieder geheiratet und ein lockerer Kontakt blieb zwischen ihr und meinen Eltern in den nächsten Jahren allein dadurch bestehen, daß beide einen Garten in der gleichen Gartensparte hatten.



Die Wohnung im Schillerweg, linker Eingang parterre rechts

Dann deutete sich jedoch an, daß aus dem Paar ein Trio werden sollte. Kurz gesagt: Ich war unterwegs. Während der Schwangerschaft meiner Mutti mit mir bekam die jetzt größer werdende Familie endlich die erste eigene Wohnung im südlichen Stadtzentrum. In der Gegend rund um den Hasselbachplatz gibt es viele schöne Häuser aus der Gründerzeit mit prachtvollen Fassaden und edel geschmückten Treppenhäusern und nur vereinzelt stehen dazwischen Häuser, die auf den Grundmauern jener Häuser neu gebaut wurden, die komplett den Bomben zum Opfer gefallen waren. Im hässlichsten Haus dieser Lückenbebauung, der Otto-von-Gericke-Straße 47, lag in der 5. Etage mit Blick auf den Hinterhof in Richtung der vorbei führenden Eisenbahngleise die Wohnung der Familie Ernst. Und jetzt beginnt mit dem Datum vom 25. Juni 1963 die eigentliche Geschichte des Sommerkinds.



Otto-von-Gericke-Straße 47

Ich wurde an diesem heißen Sommertag in der Landesfrauenklinik in Magdeburg geboren. Vom Licht der Welt, das ich erblickt hätte, zu sprechen, wäre etwas vermessen. Schließlich war es 5 Minuten vor Mitternacht. Meine Mutti hat sich bei der Hebamme sogar noch einmal vergewissert, um welchen Tag es sich genau gehandelt hat. Da lagen wir nun beide und warteten auf den ersten Besuch meines Papas. Männer waren zu dieser Zeit noch nicht bei Geburten dabei und selbst, wenn es anders gewesen wäre – mein Papa war nicht der Typ, den eine Geburt gereizt hätte.



Am nächsten Tag kam er voller Stolz, seinen Stammhalter zu sehen. An mir war alles dran, ich war gesund und überdies ein Wunschkind. In diesem Augenblick war das Glück vollkommen. Papa besuchte uns jeden Nachmittag und nach etwa einer Woche konnten wir die Klinik in Richtung unserer Wohnung verlassen. Dort warteten auf mich ein Kinderbettchen in Form eines Korbwagens mit Rollen und halbrundem Himmel und ein hellblauer Kinderwagen. Ich wuchs und wuchs und entwickelte mich recht ordentlich. Mehr ist über das erste Jahr eigentlich nicht zu sagen. Ähnlich unaufgeregt verlief mein zweites Jahr. Mittlerweile konnte ich laufen, so daß ich meinen Aktionsradius auf die ganze Wohnung ausdehnte. So groß war sie ja nicht.

Kam man in die Wohnung hinein, stand man als erstes in einem kleinen Flur. Dort war gerade einmal Platz für eine Flurgarderobe und den Kinderwagen. Vom Flur ging es nach rechts in eine kleine Küche. Immerhin war die Küche groß genug für 2 Schränke, eine Spüle, einen Küchentisch mit blauweiß gemusterter Spelacart-Platte und für 4 Stühle mit hellblauem Wachstuchbezug auf Sitzfläche und Lehne. Dort wurde auch gegessen. Ging man durch den Flur geradeaus weiter, dann kam man zuerst in ein Wohnzimmer. Auch dieser Raum war nicht all zu groß. Die Einrichtung bestand aus 2 Schränken, 4 Sesseln um einen Tisch und einem relativ kleinen, flachen Schränkchen, auf dem ein Fernseher vom Typ „Steißfurt“ stand. Die Schränke waren aus Echtholz und haben noch lange Zeit überlebt. Auch, als sich meine Eltern einige Jahre später neue Möbel gekauft hatten, wurden diese Schränke nicht zerhackt und selbst, als ich schon 24 Jahre alt war, standen diese beiden Schränke noch in meinem Zimmer.

Als ich noch klein war wurden die Schränke in „Papas Schrank“ und „Mamas Schrank“ unterteilt. Von den Abmessungen her waren beide Schränke gleich. Sie standen auf ungefähr 15 cm hohen Füßen und hatten 2 Etagen. Die untere Etage war, um den Stauraum etwas zu vergrößern, ein wenig nach vorn gebaut. Papas Schrank hatte sowohl in der oberen als auch in der unteren Etage Türen. In der oberen Etage standen Bücher, in der unteren Etage war unter

anderem Papas Briefmarkensammlung untergebracht. Oben auf dem Schrank stand immer sein kleines Taschenradio, etwa 8x10 cm in den Abmessungen mit Namen „Micky“. Das hatte er sich schon zu seiner Studienzeit gekauft und es war ihm sowohl zu Hause als auch im Urlaub oder im Garten jederzeit ein treuer Begleiter.

Muttis Schrank stand direkt daneben. Die untere Etage hatte auch 2 Holztüren und dahinter wurde das gute Geschirr aufbewahrt. Die obere Etage hatte 2 Schiebetüren aus Glas und dahinter standen auf eingelegten Glasböden diverse Sammeltassen und kleine gläserne Vasen. Die Sitzgruppe im Wohnzimmer war ganz im Stil der Sechziger / Endfünfziger Jahre gehalten. Der Tisch hatte die damals obligatorische Nierenform mit einer Stellfläche aus buntem Spretlacart, eingefasst mit einer Tischkante aus angeschraubtem Messingband. Die 4 Sessel herum waren nicht all zu schwer, hatten 4 Beine aus Holz und waren mit Stoff bezogen, in den weiße Punkte eingewirkt waren. 2 der Sessel waren schwarz, 2 der Sessel waren mittelblau. Wenn man sich anlehnte, dann knarrte die ganze Konstruktion. Das Schränkchen, auf dem der Fernseher stand, war aus dunkelbraunem Holz gearbeitet und hatte im unteren Teil 2 Türen und darüber noch ein kleines Glasteil. Im Glasteil standen Bücher und unten hinein kam, was so weggestellt werden sollte, daß das Zimmer aufgeräumt aussah. Der Fußboden war aus Linoleum und darauf lag ein Teppich von undefinierbarer Farbe. Mit diesen Möbeln war der Raum schon relativ voll, nur zu Weihnachten wurde in einer Ecke noch ein Weihnachtsbaum aufgestellt. Es gab noch einen weiteren Raum in der Wohnung. Das Wohnzimmer war ein Durchgangszimmer und dahinter lag das Schlafzimmer. Das war der größte Raum in der Wohnung mit 2 Betten, 3 Schränken und einer Nähmaschine.

Das Haus war ein Eckhaus. Auf jeder Etage befanden sich 3 Wohnungen, von denen eine Wohnung alle Fenster nach vorn in Richtung Otto-von-Gericke-Straße hatte, die zweite Wohnung hatte die Fenster nach vorn und zur Seite und die dritte Wohnung schaute nur nach hinten. Diese dritte Wohnung hatten also wir erwischt.

Neben uns wohnte mit ihrem großen Sohn Frau Stahnke. Sie selbst war eine freundliche, hagere und grauhaarige Frau mit kurzen Locken. Achim Stahnke war 15 oder 16 Jahre alt, ging ab und zu mit unserer Familie spazieren und durfte mich erst im Kinderwagen und später im Sportwagen schieben.

Nachdem er seine Schule abgeschlossen hatte, nahm er eine Lehre als Bankkaufmann auf und für mich war viele Jahre gleichbedeutend, daß, wer in einer Bank arbeitete gleichzeitig reich war. Wer mit so viel Geld zu tun hat, der konnte einfach nicht arm sein.

Was gab es schon besonderes in meinem zweiten Lebensjahr? Nur, daß meine Mutti wieder einen dicken Bauch bekam und meine Schwester Heike unterwegs war. Am 25.Mai 1965 war es dann soweit. Ich wurde ein stolzer Bruder und wir waren von jetzt an zu viert. Heike war ein genau so süßes Mäuschen wie ich es knapp 2 Jahre zuvor war und ich mußte mich zuerst einmal daran gewöhnen, daß ich nicht mehr die ungeteilte Aufmerksamkeit meiner Mutti hatte. Ab jetzt verliefen unsere Ausflüge ein klein wenig anders. Vorher saß ich in meinem eigenen Kinderwagen, danach im Sportwagen aber es war natürlich völlig unmöglich, einen Kinderwagen mit Heike und einen Sportwagen mit mir gleichzeitig zu fahren. So wurde also ab jetzt Heike in den Kinderwagen gelegt und Papa hatte aus einem Brett eine Auflage gebastelt, die quer über Heikes Fußende gelegt wurde und auf der ich dann saß. So zog also das kleine Trio zum spazieren gehen und einkaufen.

Auch schon damals war der Tag voller Termine. So gingen wir regelmäßig zur Mütterberatung. War das laaaangweilig. Wir saßen immer stundenlang in einem vollen Wartezimmer und wenn wir dran waren, passierte nicht viel. Aus Sicht der Erwachsenen sieht man das natürlich ganz anders. Ich wurde fein gemacht, damit jeder sehen konnte, wie gut es mir zu Hause ging. Dazu gehörte, daß ich im Sommer eine Lederhose trug und eine Mütze mit Pepita-Muster, im Frühjahr und Herbst wurde die Pepitamütze mit einer Hose aus modischem Cord oder dezent gemustertem Stoff sowie einer schenkellangen Jacke kombiniert und im Winter trug ich einen

Kosmonautenanzug. Das war ein stark gefütterter Einteiler aus blauem Stoff, zu dem am besten eine Schirmmütze paßte. In meinen ersten Monaten, in denen ich laufen konnte, gehörte zu den modischen Accessoires noch ein Geschirr, das meinen Bewegungsradius einschränken sollte.



Das hielt mich nicht davon ab, daß ich mich wenigstens in unserer Wohnung frei bewegte. Einmal mußte mich meine Mutti sogar suchen. Dabei stand ich nur im Flur neben dem Kinderwagen mit dem Nuckel im Mund und nuckelte friedlich vor mich hin. Der Nuckel mußte an seiner Kette heraus gehangen haben und diese Gelegenheit ließ ich mir natürlich nicht entgehen. Ab diesem Tag wurde die Wohnungstür vorsichtshalber abgeschlossen.



Es heißt, daß ein Mensch erst Erinnerungen an die Zeit nach seinem 3. Geburtstag hat. Ich glaube, daß das nicht korrekt ist. Es gibt immer wieder Szenen, bei denen ich schwören kann, daß sie sich genau so und nicht anders zugetragen haben. Da war zum Beispiel das leidige Dauerthema des steckengebliebenen Fahrstuhls in der Otto-von-Gericke-Straße. Mutti schob den Kinderwagen mit Heike in die gelb erleuchtete Kabine. Ich lief hinterher, die Türen – zuerst eine schwere Metalltür mit rundem Griff und im Inneren eine zweigliedrige Schiebetür – schlossen sich und die Fahrt ging nach oben, bis ... wieder einmal nichts mehr ging. Man mußte dann klingeln und eine Stunde später kamen die Monteure, die die Kabine vom Dachboden aus nach oben zogen, bis man aus einer Tür aussteigen konnte. Uns ist das auch passiert und trotzdem haben Heike und ich nicht geweint, weil Mutti zum Glück intuitiv eine große Packung Kekse dabei hatte. Mampfend warteten wir auf die Befreiung.

Es ging jedoch noch viel schlimmer. Legendär ist, wie ich den Fahrstuhl außer Betrieb gesetzt habe. Auf dem Fußboden im Treppenhaus lag ein Pfennig. Was macht Klein Wilfried? Er steckt ihn in das Schlüsselloch der Fahrstuhltür und löst so einen Kurzschluß im Sicherheitschloß aus. Nichts ging mehr – auch ohne, daß wir in der Kabine feststeckten. Meine Mutti hat den Monteuren vom Geldstück im Schlüsselloch erzählt, worauf diese nicht etwa die Tür begutachteten sondern anfangen, den ganzen Fahrstuhl nach einem elektrischen Fehler abzusuchen. Als sie nach (wahrscheinlich) Stunden auch die Verkleidung der Tür geöffnet haben und auf den Pfennig stießen, funktionierte der Fahrstuhl wieder. Den Pfennig haben sie übrigens behalten.

An dieser Stelle möchte ich kurz auf den Fakt eingehen, warum wir Wilfried und Heike heißen. Meine Eltern wollten uns Namen geben, die möglichst selten sind. Bei mir hat das wunderbar geklappt. Der Name „Heike“ kam jedoch Mitte der 60er Jahre plötzlich so richtig in Mode. Damit mutierte der Name „Heike“ fast zum Sammelbegriff, aber: Meine Schwester wird für mich immer die einzige wahre „Heike“ bleiben. Der Rest sind nur billige Kopien.



Ich war schon ziemlich stolz auf meine Schwester. Wenn wir einkaufen gingen, blieb der Kinderwagen vor dem Geschäft, Mutti kaufte ein und ich blieb bei Heike und bewachte sie. Fast immer. Einmal jedoch waren wir nur ein paar Schritte von zu Hause entfernt. In einem der ersten Häuser im Breiten Weg, damals noch Karl-Marx-Straße, war ein Milchgeschäft. Der Wagen wurde abgestellt, Mutti ging hinein, kam nach erfolgreichem Einkauf wieder hinaus und ich war weg. Zuerst suchte sie in der Umgebung. Ich war ja ein Schelm, der sich gern versteckte. Nichts. Nach einer Weile muß sie schon ziemlich verzweifelt gewesen sein, ging aber erst einmal nach Hause, um zu sehen, ob ich vielleicht dort war. Richtig. Der kleine Mann hatte sich schon mal auf den Heimweg gemacht. Ich weiß nicht, wie ich in unsere Etage gekommen bin, habe jedoch voller Freude bei Familie Stahnke im Wohnzimmer am Fenster gewartet. Wie es weiter ging? Ich sage nur: Geschirr! Und ich meine nicht Tassen oder Teller sondern den Riemen um den Bauch. Eine weitere Variante war, daß ich zu Tante Bauroth durfte. Familie Bauroth wohnte direkt unter uns und bestand aus „Onkel“ und „Tante“ Bauroth. Er hatte eine bemerkenswerte Glatze und kam immer spät von der Arbeit. Sie war Hausfrau und sprang zur Beaufsichtigung ein, wenn bei mir wieder einmal Fluchtgefahr bestand. Das war, wenn

Mutti mit Heike zur Mütterberatung (laaangweilig) ging oder sich um eine neue Wohnung kümmerte.

Für 4 Personen war die Wohnung wirklich viel zu eng. Man konnte darin kaum leben geschweige denn Besuch empfangen. So kam es, daß wir für den Kontakt mit Oma und Opa Falk nach Genthin fuhren. Eine Fahrkarte für einen Erwachsenen von Magdeburg Hauptbahnhof bis Genthin kostete übrigens 4,20 Mark, Sonntagsrückfahrkarte 5,60 Mark.

Die beiden wohnten in der Karl-Liebknecht-Straße 23, einer kleinen Villa mit Balkon und Garten.



Genthin, Karl-Liebknecht-Straße 23

Diese Villa gehörte einer Frau Elli Ladecke, von mir „Tante Elli“ genannt. Oma und Opa bewohnten darin 3 Zimmer. Auf der einen Seite des Flures lag das Wohnzimmer, auf der anderen Seite Küche und Schlafzimmer. Das Leben spielte sich vorrangig im Wohnzimmer ab. Dazu gehörte auch, daß wir dort abends gebadet wurden. Meine Großeltern hatten eine Zinkbadewanne und da kamen wir hinein. Anschließend

wurden wir auf den Wohnzimmertisch gestellt und abgetrocknet. Der Brüller für die Großen war, wenn ich dann auf dem Tisch nackt Twist getanzt habe. Zu wilden Bewegungen habe ich dann immer „Twist ... Twist ... Twist ...“ gesungen. Einmal hat Opa den Gesang sogar mit dem Tonbandgerät aufgenommen. Zum Glück ist das Band verschollen.



mit Oma und Opa



fast sauber ...

Manchmal blieben wir auch eine komplette Woche dort. Oma war Hausfrau und hat uns im Kinderwagen durch ganz Genthin gefahren. Opa war tagsüber im Büro und was er dort gemacht hat, habe ich zu dieser Zeit nie richtig verstanden. Es hieß „Wohnraumlenkung“. Außerdem war er stellvertretender Bürgermeister. Manchmal haben wir ihn im Rathaus besucht, manchmal sind wir weiter bis zum Wasserturm spaziert und haben ihn zum Dienstschluß abgeholt. Das Leben war wie immer währende Ferien.

Zurück in Magdeburg war das Leben auch wie Ferien, nur anders. Mutti war auch Hausfrau und wir Kinder hatten eine Rundumbetreuung. So haben wir nie einen Kindergarten oder eine Krippe besucht. Mutti hat zwar ab und zu Versuche unternommen, wieder zu arbeiten aber Papa wollte das überhaupt nicht. Bei einem dieser Versuche wurde ich für 2 Stunden probeweise in einer Kinderkrippe abgegeben und habe Rotz und Wasser geheult. Damit war das Thema Arbeit für Mutti, so lange wir Kinder ganz klein waren, erledigt. Das Leben lief in festen Bahnen ab. Die Wohnung war Muttis Revier und am Wochenende ging es mit Papa oder der ganzen Familie in den Garten, Sparte „Stadtfeld I“. Papa blühte dort richtig auf und baute Obst, Kartoffeln, Tomaten und so weiter an. Im Garten gab es einen kleinen Geräteschuppen, eine Wiese und eine Schaukel. Leider waren die Pfosten der Schaukel morsch und so ist das ganze Gestänge eines Tages samt meiner Wenigkeit beim Schaukeln einfach abgebrochen. Die Schaukel wurde nicht wieder aufgebaut aber es gab dann dafür zum Ausgleich einen Sandkasten zum Spielen.

Abends ging es dann mit der Straßenbahn von der Haltestelle Westring wieder nach Hause in die Otto-von Gericke-Straße, bis wir irgendwann eine neue Wohnung bekamen. Die bisherige Mieterin dieser Wohnung hieß Frau Jungesblut, war ziemlich alt, wollte ihre 3 ½-Zimmerwohnung nicht mehr und ist von dort aus in ein Altersheim gezogen. Der Umzugstag war genau zu Heikes 1. Geburtstag.

Intermezzo 1 – Familie in Magdeburg

Es hat immer wieder den Anschein, als ob wir keine Familie hätten. Wie am Anfang des Buches beschrieben haben wir sowohl väterlicherseits als auch mütterlicherseits einen riesengroßen Clan, mit dem es allerdings keinen Kontakt mehr gibt. Früher war das etwas anders.

Als ich im zarten Alter von 4 oder 5 Jahren war, wurden meine Schwester und ich herausgeputzt und wir fuhren zu Besuch zu den Verwandten innerhalb von Magdeburg. Das passierte ein- bis zweimal im Jahr und weil wir uns nicht öfters sahen, war es für mich immer eine Reise zu Fremden. Am wohlstuartesten war Familie Sucker. Sie war eine Cousine oder Großcousine meines Vaters und außerdem Frau Dr. med. Wie in dieser Zeit wohl alle Frauen um die 40 hatte sie brünette Locken und eine Brille. An ihren Mann erinnere ich mich gar nicht. Familie Sucker hatte ein Haus, eigentlich eine kleine Villa, in der Nähe des Neustädter Bahnhofs. Zum Haushalt gehörten noch zwei große Töchter, die sich mit mir immer ein paar kleine Späße erlaubten, wahrscheinlich, weil ich so niedlich war. Ein kleiner, herausgeputzter Knirps mit blonden Haaren. Wir kamen dort an, es wurde Kaffee getrunken, die Erwachsenen erzählten sich über Stunden irgend etwas langweiliges und am Abend sind wir wieder in die Straßenbahn gestiegen und nach Hause gefahren.

Ein wenig mehr Kontakt gab es mit Familie Kater. Sie wohnten in der Flechtinger Straße, gar nicht so weit entfernt von uns. Papa Kater, ich glaube, er hieß mit Vornamen Paul, war ein untersetzter, kleiner Mann mit grauem Haar. Seine Frau, Maria Kater, war die Cousine meines Vaters und hatte die gleichen Locken wie Frau Dr. Sucker. Zur Familie gehörten 3 Kinder, Gerhard, Ulla und Thomas. Gerhard und Ulla waren viel älter als ich, Thomas und ich waren gleichaltrig. Neben den Besuchen von Familie zu Familie wurde Thomas immer wieder zu meinem Geburtstag eingeladen. Zwei oder drei mal kam er auch. Einmal hatte er dazu eine Art Schlips um – ein leinenfarbiges Etwas mit einem metallischen Cowboy an der Stelle, an der sonst beim Schlips der Knoten sitzt.

Wir waren in der gleichen Klassenstufe, wenn auch in verschiedenen Schulen. In der dritten Klasse habe ich ihn dann öfter gesehen, weil seine Klasse eine Stunde vor uns Schwimmunterricht in der gleichen Schwimmhalle hatte. Wir sahen und wir begrüßten uns am Rand der Umkleidekabine und das war es dann auch schon. Ich weiß nicht, an wem es lag, dass es nie einen besonders intensiven Kontakt gab, aber das Potenzial war zumindestens da.

Viel weiß ich heute nicht mehr über unsere Verwandtschaft in Magdeburg. Frau Dr. Sucker ist Ende der siebziger Jahre an Diabetes gestorben, ebenso in den achtziger Jahren Maria Kater. Vom Rest der Familie Sucker und von den meisten Personen der Familie Kater habe ich nie wieder etwas gehört. Etwa 2009 habe ich im Internet das Bekannten-Portal „Stayfriends“ durchforstet und bin dort auch auf Thomas Kater gestoßen. Ich habe ihn bei mir unter der Rubrik Familie gekennzeichnet und kurz darauf von „Stayfriends“ den Vermerk bekommen, dass Thomas mich dahingehend gekennzeichnet hat, dass er von mir nicht kontaktiert werden möchte. Auch gut! Und bei „Stayfriends“ bin ich auch nicht mehr.

Ein ehrenwertes Haus

Über den Umzug in die Alexander-Puschkin-Straße kann ich nur Vermutungen anstellen. Opa hatte nicht viel handwerkliches Geschick, Papa konnte ziemlich ungeduldig sein und Mutti hat immer wieder versucht, den Tag friedlich ablaufen zu lassen. So könnte es gewesen sein. Auf jeden Fall war die Wohnung irgendwann bezugsfertig und sollte für die nächsten 19 Jahre unsere Bleibe werden.

Ab diesem Punkt in meinem Leben muß ich nun doch ab und zu von der Chronologie abweichen und Dinge einflechten, die eigentlich erst viel später passiert sind. Ich glaube aber, daß sich so der Faden, der sich durch dieses Buch ziehen soll, leichter festhalten läßt.

Wir hatten jetzt also eine ziemlich große Wohnung. Hinter der Wohnungstür begann ein langer Flur mit rotem Kokosläufer. Von der einen Seite gingen 2 Türen zu 3 großen Zimmern ab, auf der anderen Seite lag eine kleine Mädchenkammer, ein Bad mit Wanne und WC und am Ende des Flurs befand sich eine große Küche. Die drei großen Zimmer auf der einen Seite des Flurs waren miteinander verbunden und das mittlere der drei Zimmer war das Kinderzimmer, das sich Heike und ich in den ersten Jahren teilten.

Im Wohnzimmer standen die gleichen Möbel wie in der Otto-von-Gericke-Straße. Lediglich eine große schwarze Couch war noch dazu gekommen. Man konnte unter der Couch eine zweite Liege herausziehen, so daß jetzt auch unsere Großeltern zu Besuch kommen konnten. Wenn sie bei uns übernachteten, kamen Heike und ich morgens zum kuscheln und Oma hat uns ein Märchen vorgelesen. Opa trug normalerweise nachts keine Schlafanzüge sondern weiße Baumwollnachthemden mit einem dünnen blauen Saum. So ein Nachthemd hat er mir dann auch einmal geschenkt - natürlich in meiner Größe - weil es ja so bequem war. Wenn Oma mit dem Märchen fertig war, dann ging es schnell durch das Bad. Die Personen, die gerade nicht im Bad waren, haben die Couch eingefahren, die Möbel richtig gestellt und den

Frühstückstisch gedeckt. Zum Frühstück wurde immer getoastet. Der Toaster funktionierte aber nicht automatisch sondern es mußte immer jemand daneben sitzen und die Scheibe Toast herausnehmen, wenn der gewünschte Bräunungsgrad erreicht war. Natürlich gab es ab und zu auch total verkohlte Stücke, wenn irgend jemand nicht aufmerksam war. Dann wurde der schwarze Bereich bestmöglich abgekratzt und der Rest wurde trotzdem gegessen.

Wir lebten uns recht schnell in der neuen Umgebung ein. Die Wohnung war kein Luxusquartier, bot aber reichlich Platz. Unter uns war der Keller, so daß wir immer einen kalten Fußboden hatten. Das Mauerwerk war von unten feucht, so daß der gesamte Putz bis unterhalb unserer Fenster abgeklopft war und die Schornsteinzüge waren nicht dicht, so daß die Ofenrohre vor jedem Schornstein kehren eingepackt werden mußten, weil sich sonst der Ruß im ganzen Zimmer verteilt hat.



Alexander-Puschkin-Straße 27

Unsere Fenster im Erdgeschoß: von links sind das 2 Fenster vom Wohnzimmer, dann 2 Fenster vom Kinderzimmer und rechts, etwas breiter, ein Schlafzimmerfenster. Das Kellerfenster unter dem Schlafzimmerfenster gehörte zu unserem Keller. Der untere Bereich mit Buntputz war über viele Jahre völlig putzfrei.



Alexander-Puschkin-Straße 27, Ecke Goetheweg

Teils auf dem Dach, teils darunter hatte jede Wohnung 2 Fernsehantennen. Die eine war für das 1. Programm, die andere für das 2. Entweder richtete man die Antennen in Richtung Berlin oder in Richtung Brocken. Es war eine reine Philosophiefrage, aus welcher Richtung man ein besseres Bild empfing. Insgesamt waren 4 Programme empfangbar – DDR1, DDR2, ARD und ZDF. Später kam noch das 3. Programm des NDR dazu. Besonders bei schlechtem Wetter traf man sich auf dem Boden, um durch minimale Korrekturen der Antennenausrichtung vielleicht doch noch eine kleine Verbesserung des verschneiten Bildes zu bekommen. Die Fernsehtechnik hat in den letzten Jahren enorme Fortschritte gemacht. Damals, so um 1968, kostete ein Fernsehgerät über ein Monatsgehalt. Dafür bekam man einen Holzkasten mit einer Bildröhre in den Abmessungen 35 x 25 cm und eine sich enorm aufheizende Elektronik, bestehend aus Widerständen, Kondensatoren und Röhren. Es galt als eiserne Regel, keine Blumenvase auf den Fernseher zu stellen. Erstens war es dort für alle Blumen zu warm und zweitens bestand die Gefahr, daß die Vase umfiel und das Wasser im Fernseher eine Totalzerstörung verursachen würde. Einmal jährlich rauchte es aus den Lüftungsschlitzen und der Apparat mußte zu einem Fernsehmechaniker, der für viel Geld eine Röhre austauschte.

Im Haus gab es sieben Wohnungen. Auf unserer Seite des Hausflurs lagen drei Wohnungen übereinander, auf der anderen Seite vier. Anstelle der vierten Wohnung auf unserer Seite befand sich unter dem Dach einen Trockenboden. Die Treppen hatten ein braunes Holzgeländer mit senkrechten Streben, durch die – zumindestens beim hineinschieben – bequem ein Kinderkopf paßte. Als ich ihn wieder herausziehen wollte, habe ich mir ziemlich weh getan. Soviel dazu, daß jede Dummheit, die begangen werden kann, auch begangen wird.

Die Hausgemeinschaft war ziemlich bunt zusammengewürfelt. Zum Zeitpunkt unseres Einzugs teilten sich die Wohnung über uns zwei alte Frauen - Frau Gaede und Frau Triebe. Frau Gaede war wohl schon über 90 und trug immer mausgraue Kleidung. Sie wurde nicht allzu lange nach unserem Einzug in einen braunen Sarg aus dem Haus getragen. Frau Triebe behielt die hinteren beiden Zimmer. Wenn ihre Tochter zu Besuch kam, hat sie, weil ihre Ohren nicht mehr so richtig wollten, immer das Klingeln an der Wohnungstür überhört. Dann stand ihre Tochter unter dem Fenster und hat bis zu 20 Minuten „Juhu! Juhu!“ gerufen, bis die alte Dame reagiert hat.

Nach dem Tod von Frau Gaede zog in die vorderen Zimmer eine neue Familie ein, Familie Mors. Die relativ jungen Eheleute bekamen zuerst einen Sohn mit Namen André und dann eine Tochter mit Namen Madeleine. Ich hatte mit beiden Kindern relativ wenig zu tun. Familie Mors mochte mich nicht besonders und auch ich habe nicht unbedingt deren Nähe gesucht. Man grüßte sich, wenn man sich auf der Treppe traf aber hatte ansonsten keine Gemeinsamkeiten.

In der Etage darüber wohnten auch zwei alte Frauen. Die eine, Frau Lehmann, war eine freundliche, angenehme ältere Dame, die man immer gern gegrüßt hat, und die auch viel Verständnis für die Kinder hatte. Ihr Mann war hager und groß, hatte eine wunderbar polierte Glatze, ist aber leider auch kurz nach unserem Einzug gestorben. Der Keller der Familie Lehmann war der ehemalige Luftschutzbunker und ich war von der schweren Eisentür immer ganz fasziniert.

Neben Lehmanns lebte in dieser Wohnung aber eine andere ältere Dame mit Namen Frau Bandt. Sie war permanent mürrisch und schimpfte immer, wenn die Kinder wieder zu laut waren, auf dem Hof spielten oder einfach nur da waren und sie hatte zu niemanden im Haus so richtig Kontakt. Mit ihrer Unleidlichkeit war sie nicht nur bei uns sondern auch im Nebenhaus extrem unbeliebt. Dort wohnte Familie Steinhaus mit vier Kindern, zwei Söhne und zwei Töchter, von denen jedes Einzelne für Frau Bandt eine Reizfigur war. Die jüngste Tochter Simone war ungefähr im Alter meiner Schwester, die zweitjüngste Tochter Regina war ein Jahr jünger als ich. Die Brüder waren schon etwas älter. Genau genommen erinnere ich mich nur an einen der Brüder, Andreas. Nun hatte ich als kleiner Junge von etwa fünf Jahren von meinen Eltern ein paar Schuhe bekommen, rot mit elfenbeinfarbenen Kappen. An sich waren diese Schuhe nicht hässlich, das dumme war aber, dass Regina genau die gleichen Schuhe bekommen hatte. Ihre Brüder zogen mich permanent damit auf und sagten, daß ich Mädchenschuhe hätte. Ich war extrem unglücklich. Ich war aber auch sehr gut beeinflussbar. Nachdem Frau Bandt auf unserem Hof mal wieder einen auf garstige Hexe gemacht hatte und die Kinder von Familie Steinhaus am meisten angegriffen worden waren, schlugen mir die beiden älteren Brüder einen Handel vor. Sie sagten, dass sie nie wieder etwas von Mädchenschuhen erzählen wollten, wenn ich zu Frau Bandt ginge, an der Tür klingeln und ihr zurufen würde: „Scheißalte!!!“. Was tut man nicht alles, um seine Ehre wieder herzustellen. Ich führte also meine Mission aus. Meine Eltern hatten abends lange Besuch von zwei Etagen über uns. Am nächsten Tag gab es noch eine sehr klare Ansage meiner Eltern an mich und, so weit ich mich erinnern kann, eine mittelschwere Bestrafung, aber irgendwie war es mir die Sache wert. Die Steinhaus-Brüder haben ihr Wort gehalten und wirklich nie wieder etwas von Mädchenschuhen gesagt. Aus dem Gefecht mit Frau Bandt, dem in den folgenden Jahren weitere Schlachten folgen sollten, bin ich also wenigstens als moralischer Sieger hervorgegangen. Unserer Wohnung gegenüber lag die Wohnung von Familie Ziem. Das waren die Eheleute Dieter und Brigitte mit ihrem

Sohn Dirk. Dirk war etwa einen Monat älter als Heike und wir 3 waren miteinander ziemlich gut befreundet. In dieser Wohnung wohnte außerdem noch die Mutter von Herrn Ziem. Zur näheren Beschreibung wurde sie auch immer „die alte Frau Ziem“ genannt. Demzufolge war Brigitte Ziem „die junge Frau Ziem“. „Die alte“ führte ein relativ strenges Regime und „der jungen“ standen dann regelmäßig die Magensäure kurz vor den Zähnen bzw. die Tränen in den Augen. Herr Ziem hat längere Zeit in der deutschen Handelsvertretung in Paris gearbeitet, war dadurch oft für Wochen nicht zu Hause und wenn er wieder kam, dann hat er für Dirk regelmäßig interessante Geschenke mitgebracht und sich selbst hat er eine ausgesucht schöne Plattensammlung von französischen Chansonniers angelegt. Später war er noch in gleicher Funktion eine Weile in Indien und hat einmal für das halbe Haus darüber einen Diavortrag gezeigt.

In der Wohnung darüber wohnte Familie Radke. Herr und Frau Radke waren völlig grundverschiedene Menschen. Sie war eine kleine, sehr nette und kinderfreundliche Frau. Ihr Mann erinnerte dagegen mehr an einen preußischen Offizier. Unsere Wohnungen gehörten zur „Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft AUFBAU“ und Herr Radke war der Verwalter. Wie alle Menschen, die weder genießen noch nett sein können, ist er sehr zeitig gestorben. Zu seinen Verbrechen unserer Familie gegenüber gehörte, daß ich mit anderen Kindern mit Kreide auf dem Pflaster gemalt habe und Mutti am Abend mit Eimer, Wasser und Bürste die Zeichnungen wegmachen mußte.

Am Anfang wohnten in der Wohnung noch die beiden erwachsenen Kinder Gisela und Rolf Radke. Gisela ist irgendwann ausgezogen, ich glaube, sie hat geheiratet. Rolf wohnte noch eine ganze Weile weiter in unserem Haus, hat auch irgendwann geheiratet und seine Frau zog mit in die Wohnung ein. Rolf litt unter extremer Platzangst und konnte in Zimmern mit geschlossenem Fenster nicht schlafen.

Noch eine Wohnung darüber wohnte Fräulein Buthe. Sie war im Alter von weit über 70 Jahren, mager, hatte weiße Haare

und eine gelbe Hornbrille. Sie hatte einen gelben Kanarienvogel, der irgendwann gestorben ist. Kurz darauf war sie auch tot.

Zu ihren Lebzeiten wohnte bei ihr eine Untermieterin, Fräulein Bühnen. Sie hat nach einiger Zeit auch geheiratet und ihr Mann zog mit in die Wohnung ein. Von jetzt an hießen sie Familie Schumacher. Sie waren beide Mitte 30. Herr Schumacher wurde von allen Kindern gemocht, weil er mit einer ganz sympathischen Art für jeden Spaß zu haben war. Familie Schumacher war streng katholisch und nachdem sie nach dem Tod von Fräulein Buthe genügend Platz hatten, stellte sich auch bald Nachwuchs ein. Das waren im Abstand von etwa 2 Jahren 2 Söhne, die dann aber schon so viel jünger waren als ich, daß ich zu ihnen überhaupt keine Beziehungen mehr hatte.

In der obersten Etage, direkt neben dem Dachboden, wohnte Familie Blech. Sie hatten einen großen Sohn, Hartmut Blech, der in seiner Freizeit Tennis spielte. Er hatte ein Motorrad, das mich unwahrscheinlich faszinierte und einmal hat er mir einen Tennisball geschenkt. Er schaute dazu oben aus seinem Fenster, fragte mich, ob ich gern den Ball hätte und als ich „Ja“ sagte, warf er ihn in meine Richtung und traf mich mitten ins Gesicht. Die Sportart Tennis war für mich ab diesem Zeitpunkt erledigt. Was konnte da passieren, wenn der Ball nicht nur mit der Hand geworfen sondern mit einem Schläger auf seine Geschwindigkeit gebracht wurde?

Das war also unsere Hausgemeinschaft. Ich habe sie hier so gründlich beschrieben, weil später mit einer Reihe dieser Personen noch kleine Geschichten folgen. Alles an unserem Haus war also „gut bürgerlich“. Alle 2 Wochen war man an der Reihe, den Hausflur auf seiner Etage zu wischen und zu bohnen. Es kam sogar vor, daß die alte Frau Ziem bei uns klingelte, weil ihr der Hausflur nicht gründlich genug gebohnt worden war. Beim Schneeschieben waren alle nacheinander dran. Dazu gab es eine sogenannte „Schneekarte“. Alle 7 Wochen hatte man die sogenannte „Große Hausordnung“. Das hieß, daß zusätzlich der Keller und der

Dachboden gründlich gereinigt werden mußten, der Hof gefegt wurde und der Ascheplatz mit den Mülltonnen und der Stellplatz der Futtertonnen in Ordnung zu halten waren. Das Wort „Futtertonne“ hat mir immer gefallen. Dort hinein kamen alle Speisereste und spätestens nach 2 Tagen stank es in der Umgebung. Von innen wurden diese Tonnen ja nie gereinigt. Lediglich der Inhalt wurde alle 1-2 Wochen abgeholt, aufgekocht und an die Schweine in der industriellen Mast verfüttert. Arme Schweine. Mich hat vorrangig daran geekelt, daß aus diesen Schweinen später wieder unser Mittagessen gemacht wurde, dessen Reste wieder in besagte Tonnen kam. Ein ewiger Kreislauf ...

Jährlich gab es dann im Keller noch eine unfreiwillige Grundreinigung. Das kam daher, daß bei Hochwasser das Wasser aus der Schrote, einem kleinen Bach dicht hinter dem Haus, in die Kanalisation zurück drückte, der Keller überschwemmt wurde und wenn das Wasser wieder abgeflossen war, der Steinfußboden des Kellers von diversen Souvenirs generalgereinigt werden mußte.

Noch ein Teil der Ordnung: Pünktlich am letzten Sonntag des Monats kam die junge Frau Ziem von Wohnung zu Wohnung und sammelte die Miete ein. Von uns waren das für 70 m² 49,50 Mark. Ein Girokonto mit Dauerauftrag gab es damals noch nicht.

Hinter unserem Haus befand sich ein ziemlich großer Hof, auf den die Hintereingänge von 4 Häusern führten. Das waren die Alexander-Puschkins-Straße 27, 1. und 2. Eingang und die Goethestraße 36, auch 1. und 2. Eingang. Meine Freunde und Spielkameraden kamen vorrangig aus diesen Häusern. Im Sommer war der Hof für die Kinder ein Paradies. Ich bin ja ohnehin ein Sommerkind. Ich wurde im Sommer geboren und könnte getrost ohne die neblig-stürmischen Tage des Herbstes, die kalten Wintertage oder den grauen Vorfrühling auskommen. Meine Zeit ist, wenn das Wetter dazu einlädt, in Seen zu baden oder bis zur Dunkelheit in kurzen T-Shirts auf einer Terrasse zu sitzen. So kommt es, daß ich an die

Sommer meiner frühen Kindheit wesentlich mehr Erinnerungen habe als an die Winter.

Draußen zu spielen war einfach nur schön. Da war zum Beispiel das Schangeln. Dieses Spiel geht ganz einfach. Man nimmt den Kronkorken einer Bierflasche, klopft ihn völlig flach und stellt sich in einem definierten Abstand vor einer Wand auf. Die Begrenzungslinie kann entweder die Fuge des Pflasters sein, man kann sie aber auch mit einem Stock oder Kreide zeichnen. Man schangelt immer mindestens zu zweit. Jeder nimmt seinen flach geklopften Kronkorken und man wirft nacheinander von der Linie in Richtung Wand. Die flachgeklopften Kronkorken nannten wir übrigens Schangeldinger. Wessen Schangelding näher an der Wand liegen blieb, der hatte gewonnen und durfte das Schangelding des anderen als Trophäe einstecken.

Die meisten Schangeldinger hatte Dieter Otto aus dem Nachbarhaus. Es war zwar nie ganz eindeutig, ob er sie sich erschangelt oder einfach nur jede Menge Kronkorken von den Bierflaschen seines Vaters flach geklopft hatte aber Dieter war für sein Alter sehr groß und stark und damit eine Respektsperson unter uns Kindern. Beschimpfungen bei kleinen Streitereien waren normal und so wurde gebrüllt: „Dieter – Schieter“, körperlich war er unangreifbar.

Wer das Schangeln richtig beherrschte, der konnte bei diesem Geschicklichkeitsspiel sogar noch eine Stufe weiter gehen. Dann wurde nämlich auf die Wand unterhalb von Kellerfenstern geschangelt. Diese Kellerfenster lagen etwa 30 cm oberhalb des Pflasters. Sie hatten einen kleinen Sims von 5-8 cm und wer ganz gut war, der brachte auf diesem Absatz sein Schangelding zum liegen. Das zu schaffen war extrem schwierig und passierte auch nicht oft, aber wenn man es einmal geschafft hatte, dann war man de facto unschlagbar. Wenn man allerdings nicht traf, dann prallte das Schangelding recht weit von der Wand weg und man hatte mit Sicherheit verloren. In neudeutsch: No risk, no fun.

Der Hof war unser Revier. Schon in der 1. Klasse ließen wir uns, wenn wir nach der Schule den Hof unsicher machten, von niemandem etwas vorschreiben. Da gab es zum Beispiel auf unserem Hof Frau Courths. Sie konnte Kinder nicht leiden und schimpfte ständig mit ihnen. Mal waren wir zu laut, mal einfach nur da. Manchmal kam sie vor die Tür, um uns wegzujagen aber was will eine gehbehinderte dicke alte Frau gegen Kinder von 7 Jahren ausrichten? Sie bekam uns sowieso nicht und wenn unsere Eltern auch mitunter ermahnten, daß wir nicht zu laut sein sollten – wenn man neben einem Klettergerüst und einem Sandkasten wohnt, ist es nun einmal nicht immer ruhig. Einmal waren wir wieder einmal zu laut und sie kam zu uns, um uns weg zu scheuchen. Wir Kinder standen auf einem Haufen und Heike Brandt flüsterte mir ins Ohr: „Sie ist eine beschissene Hühnerbrühe“. Frau Courths sah das Flüstern, konnte es nicht verstehen und fauchte mich an: „Was hat sie gesagt?“ Ich hatte es zwar nicht richtig verstanden, hätte aber niemanden verpetzt und so sagte: „Ich weiß es nicht.“ Frau Courths war kurz vor dem Explodieren. Ich brauchte nichts mehr zu sagen, denn Heike Brandt sagte laut in die Menge: „Beschissene Hühnerbrühe!“ Alle Kinder lachten laut, dann liefen wir weg und für diesen Moment war die Sache für uns erledigt. Beim nächsten Mal, als Frau Courths gleich aus dem Fenster mit uns schimpfte, stellten wir uns im Kreis unter ihr Fenster und sangen in fröhlicher Gemeinschaft: „Beschissene Hühnerbrühe, beschissene Hühnerbrühe, beschissene Hühnerbrühe“. Natürlich hatten wir am gleichen Abend bei uns zu Hause ungebetenen Besuch. Ich würde nur gern wissen, ob meine Eltern wirklich verärgert waren oder hinterher herzlich gelacht haben.

Die Nachbarin von Frau Courths war Frau Narburg. Sie hatte den liebevollen Spitznamen „Pulcinella“, weil sie privat Ballettunterricht gab. Auch von ihr hatten wir Besuch, als ich mit ein paar Freunden unter ihrem Fenster einen Wettbewerb im Weitpullern veranstaltet habe. Da standen also drei Jungs mit offener Hose im Alter von etwa sieben Jahren, den Rücken zum Haus und wir versuchten, soweit wie möglich mit unserem Strahl zu kommen. Eigentlich war das ja nicht schlimm aber die Leute vom Ballett sind nun etwas sensibel.

Bei allem Unfug ist nie jemand wirklich zu Schaden gekommen bis auf ein einziges mal. Ich hatte wieder einmal mit meinen Freunden aus irgend einem Gebüsch einen Stock abgerissen und wir liefen derart bewaffnet über den Hof, als wir auf Susanne Maaß trafen, mit meiner Schwester an der Hand. Sie provozierte ganz offen, indem sie sagte: „Das ist meine Heike!“ Ich war geschockt. Das war doch meine Heike, nicht ihre. Ich sagte es auch so aber Susanne provozierte weiter: „Meine Heike, meine Heike!“ Ich kochte vor Wut, hatte aber keine Argumente. Also schlug ich mit der Gerte in Richtung Susanne und traf sie dabei am Auge. Es tat mir hinterher sehr leid und Susanne musste über viele Monate eine Brille tragen, in der das eine Glas blind gemacht wurde. Mutti musste mit mir dann später bei der Versicherung antreten und dort wurde ich gefragt, warum ich das getan habe. Ich konnte nun schlecht sagen, da der Grund die verletzte Ehre war und so habe ich angefangen zu weinen. Das war das letzte Mittel, dass ich noch hatte, um in Ruhe gelassen zu werden. So war ich. Ich hätte Heike bis aufs Blut verteidigt.

Auf dem Hof kannte mich jeder und wußte, daß ich manchmal auch eine Mischung aus Wissenschaftler und Klugscheißer war. Ich habe aus meinen Ambitionen, später einmal studieren und dann etwas ganz Besonderes machen zu wollen, nie einen Hehl gemacht.

So wollte ich lange Zeit Geologe werden und habe auch gern darüber erzählt. Mir kam schon einmal entgegen, dass ich einen Optikbaukasten geschenkt bekommen hatte. Damit konnte man sich aus Plastelinsen und einem Plategestell ein wunderschönes Mikroskop bauen. Ich nahm also dieses Mikroskop, legte diverse Steine darunter und freute mich unwahrscheinlich an den Bildern, die ich sah. Mit Geologie hatte das eigentlich nicht das geringste zu tun, bestenfalls mit Ästhetik. Ich sah also die Risse, Brüche und Kristalle und schloss daraus - nicht das Geringste. Aber schon der Berufswunsch schien das Vertrauen der anderen Kinder mir gegenüber zu vertiefen und so kam es zu nachfolgender kleinen Begebenheit: Etwa 100 m entfernt von unserem

Wohnhaus wohnte Familie Brunck. Zur Haustür führte eine steinerne Treppe hoch und unterhalb dieser Treppe war eine Öffnung, die zu einem kleinen Abstellraum führte. Dort wurden üblicherweise Baustoffreste oder Streusalz für den Winter gelagert. Manchmal krochen wir Kinder durch diese kleine Luke und setzten uns in die „Höhle“.



Unterhalb der Treppe der Zugang zur „Höhle“

Einmal, als ich nicht dabei war, klingelte es bei uns an der Tür und mehrere Kindern standen dort und hielten das rosafarbene Streusalz aus der Höhle in der Hand. Jemand sagte, daß Ines Lilienthal aus dem Nachbarhaus etwas von dem Salz in den Mund genommen und verschluckt hätte und ob ich untersuchen könnte, ob das gefährlich war. Ich versprach, den Klumpen unter dem Mikroskop anzuschauen. Gesagt, getan. Ich betrachtete die Kristalle und fand sie wunderschön. Ob das Salz nun aber gefährlich war oder nicht, woher sollte ich das wissen? Ich hatte zwar nicht die geringste Ahnung, außerdem war Geologie hier sowieso die falsche Wissenschaft. Da ich aber etwas tun mußte, setzte ich also einen schlauen Blick auf, ging zu den Kindern hinaus und sagte: „Das Salz ist nicht giftig!“ Alle atmeten auf. Und das beste an der ganzen Sache ist, daß Ines tatsächlich überlebt hat.

Beim Zahnarzt

1967/68 gab es nur noch einen Grund, regelmäßig zum Hasselbachplatz zu fahren. Mutti hatte große Probleme mit ihren Zähnen und schräg gegenüber unserer alten Wohnung war die Praxis von Zahnarzt Dr.Graf. Jeder Besuch dort war das reinste Grauen. Man ging durch ein kaltes Jugendstiltreppenhaus bis in die erste Etage. Nachdem man sich angemeldet hatte, saß man in einem abgelebten Wartezimmer direkt neben dem Ausgang. Letzte Chance zur Flucht! Dann wurde man vom Doktor aufgerufen.

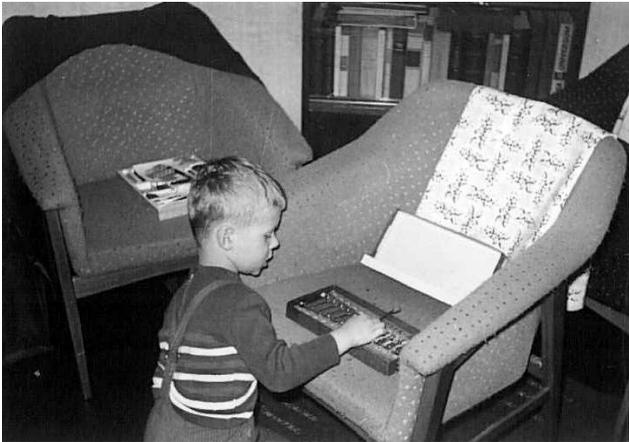
Der Doktor! Er war bestimmt schon weit über 70 Jahre alt und seine Werkzeuge hatte er wahrscheinlich in jungen Jahren gebraucht gekauft. Die Sprechstunden bei Dr.Graf liefen immer ähnlich ab. Nachdem wir ein paar Minuten gewartet hatten, ging Mutti ins Behandlungszimmer und ich blieb für die nächsten 20 Minuten allein. Die Haupttür war abgeschlossen und so habe ich es mir auf dem Fußboden gemütlich gemacht. Ich hatte immer ein wenig Spielzeug dabei und während ich so mit mir selbst spielte, hörte ich die Schreie durch die geschlossene Tür des Behandlungsraums. Betäubt wurde wohl nur im Notfall, weil Dr.Graf rein altersbedingt die Hände zitterten und sich damit nur schwer eine Spritze setzen ließ. Das Ergebnis der Behandlungen war, daß Mutti mit 35 Jahren nur noch 2 eigene Zähne im Mund hatte. In ihrem Mund war vieles wund und vereitert, so daß der gesamte Bereich über einen langen Zeitraum ausheilen mußte und sie dadurch erst 2 Jahre später ein künstliches Gebiß bekam.

Die Geschichte mit Dr.Graf ist aber noch lange nicht vorbei. 1968 bekam ich auch Zahnschmerzen. Ich hatte noch zu diesem Zeitpunkt noch meine kompletten Milchzähne und zuerst dachten meine Eltern daher, daß vielleicht der erste davon ausfallen würde. Das war leider nicht die Ursache, noch dazu, da es sich um einen Backenzahn handelte. Wir gingen also mit meiner dicken Backe und einer gehörigen Portion Angst zu Dr.Graf. Das war das erste mal, daß ich mit in das Behandlungszimmer durfte. In einem riesigen hohen Raum verloren sich fast ein Tisch für die Instrumente, ein Stuhl mit

abgewetztem Ledersitz und vorsintflutlicher Kopfstütze, der ebenso hätte bei einem Friseur stehen können und ein runder, gelblich-weißer Sterilisationsofen mit nach vorn öffnender Metalltür. Es war Sommer und das Fenster stand weit offen, so daß die vorüber gehenden Passanten bei jedem Patienten ein wunderbares Audio-Erlebnis hatten. Ohne die Klänge nach draußen hätte Dr.Graf vielleicht ein paar mehr Patienten gehabt. Mutti ging also mit mir an der Hand zum Doktor und ich hatte nachvollziehbar eine schlimme Vorahnung auf die nächste halbe Stunde. Vor mir stand ein alter Mann in einem ziemlich weißen Kittel. Er hatte einen grau-weißen Bürstenschnitt und auf der Nase eine kleine Nickelbrille. Ein besseres Vorbild für eine Gestalt aus Edgar-Wallace-Filmen ist schwer möglich. Seine Hände zitterten wirklich ein wenig aber nicht so sehr wie meine. Ich wurde auf den Stuhl gesetzt und mit ein paar Tritten auf einen seitlichen Hebel wurde ich auf die maximal mögliche Höhe gefahren. Dann erzählte Mutti noch einmal, wo es weh tat und ich öffnete weit den Mund. Dr.Graf nahm einen Kratzer und fühlte sich damit in meinem Mund offensichtlich ziemlich wohl. Wann bekommt man als Zahnarzt schon einmal eine so unberührte Landschaft zur Bearbeitung?

Nach kurzer Zeit hatte er die Diagnose. Mein Backenzahn hatte eine krumme Zahnwurzel. Es folgte sein üblicher Behandlungsvorschlag: Ziehen! Nun hatte ich schon oft durch die Tür das Schreien von Mutti gehört aber der Doktor ließ sich auch von Tränen in Kinderaugen nicht beeindrucken. Zuerst kam die Betäubung. Der Doktor nahm seine kleinste Kanüle und spritzte in den Oberkiefer. Die Einstichstelle war relativ weit vom Zahn entfernt aber sie war wenigstens in meinem Mund. Während später jeder Zahnarzt, der mir eine Betäubung gesetzt hat, vor der Behandlung überprüfte, ob die Betäubung schon wirkt, griff Dr.Graf sofort zur Zange. Er setzte an und er setzte wieder ab. Die Zange war offensichtlich zu groß. Das war die zweite auch und erst mit der dritten konnte er offensichtlich meinen kleinen Zahn greifen. Das spielte sich nun aber alles nicht in Sekunden ab sondern im Tempo des alten Mannes. Ich hatte also richtig etwas von der Prozedur. Die krumme Zahnwurzel wirkte ein

wenig wie ein Widerhaken. Der Doktor zog und zog und ich schrie vor Schmerzen. Dann versuchte er, den Zahn locker zu ruckeln. Offensichtlich gelang dies und nach gefühlten Stunden des Kampfes war der kleine Racker draußen. Von diesem Tag an bekam ich fast Panik, wenn ich nur das Wort „Zahnarzt“ hörte. Der Krater, den er gerissen hatte, brauchte einige Tage, um zu verheilen. Ich weiß das noch ganz genau, weil meine Zunge von dieser Stelle wie magnetisch angezogen wurde und permanent darüber fuhr.



Einige Zeit später hatte ich wieder leichte Zahnschmerzen, dieses mal an einem Schneidezahn. Das war der erste Milchzahn, den ich verlieren sollte, aber das wußte ich nicht und so dauerte es Tage, bis ich diesen kleinen Schmerz, der rein psychologisch ein großer war, meinen Eltern beichtete.

Vielleicht noch eine kurze Begebenheit in Verbindung mit dem Zahnarzt: Vor einem Besuch bei Dr. Graf hatte sich in unmittelbarer Nähe seiner Praxis eine riesige Menschentraube gebildet. Ein Auto hatte einem Motorradfahrer die Vorfahrt genommen und ihn dabei getötet. Was sind dann schon Zahnschmerzen ...

Genthin

1968 wurden meine Eltern beide so schwer krank, daß sie für längere Zeit ins Krankenhaus mussten. Wir Kinder wurden auf die Verwandtschaft aufgeteilt. Heike wohnte für ein Jahr in Roggentin bei Tante Maria und ich ging zu meinen Großeltern nach Genthin. Am Anfang hatte ich manchmal so etwas wie Heimweh aber ich kam ja in ganz liebevolle Hände.



Heike und ich, Ostern 1968

Vor ein paar Seiten hatte ich schon über die Villa und Tante Elli berichtet, jetzt war dort für längere Zeit mein zu Hause. Dazu gehörte, dass ich Freunde fand, bei der Hausarbeit mit eingespannt wurde und besonders bei Tante Elli keinen Gästebonus mehr hatte. Ich konnte diese Frau schwer

einschätzen. Sie war verwitwet und niemand wußte, was sie den ganzen Tag so machte. Man sah sie nur ab und zu bei der Pflege eines großen und schönen Gartens hinter dem Haus. Dann gab sie mir manchmal ein wenig Kleingeld in die Hand und schickte mich über die Straße zu „Isendicks“. Das war ein kleiner Lebensmittelladen. Von dem Geld mußte ich immer 2 Tüten mit gemahlenem Pfeffer kaufen und Tante Elli ging dann in den Garten und verstreute den Pfeffer großflächig. Sie sagte, dass das die Katzen vertreiben würde. Oma war dann immer ziemlich verärgert, weil ich nicht ohne Abmeldung und noch dazu über die Straße gehen sollte.

Bei „Isendicks“ kannte man mich schon bald sehr gut. Meine Großeltern waren dort Stammkunden und damit hatte auch ich das Privileg, dass mir Herr Isendick manchmal eine kleine Dose mit Salmiakpastillen zurück legte. Salmiakpastillen waren schon damals meine absolute Lieblingsnascherei. Eine kleine weiße Platedose mit durchsichtigem Deckel kostete 30 Pfennig. Das war so eine von den Waren, von denen immer weniger verfügbar war als eigentlich Bedarf bestand.

Auch die Brötchen waren beim Bäcker etwa 100 Meter weiter jeden Sonnabend gegen 10:00 Uhr bereits ausverkauft und so wurde ich immer spätestens 9 Uhr losgeschickt, um 8 Brötchen zu holen. (An dieser Stelle hatte meine Oma übrigens kein Problem, wenn ich allein einkaufen ging). Das erste Brötchen habe ich immer schon auf dem Weg zurück nach Hause gegessen, indem ich das Innere herausgepolkt habe und erst zum Schluss verspeiste ich die knusprige Kruste. Was gab es Schöneres als warme Brötchen?

Genthin war eine sehr friedliche Gegend, in der einem Fünfjährigen nicht viel zustoßen konnte. Die Villa, in der meine Großeltern wohnten, war ein Eckhaus an einer Kreuzung einer Haupt- und einer Nebenstraße und wir Kinder spielten völlig sorglos auf beiden Straßen, da nahezu kein Auto vorbeikam. Es gab zwar regelmäßig Schimpfe von meinem Opa, der sich über die Leichtfertigkeit der Kinder Sorgen machte aber in diesem Punkt habe ich mit ihm diskutiert, dass ich ankommende Autos schon sehen werde.



Vor der Villa stand eine große Litfaßsäule. Einmal betrachtete ich voller Faszination den Plakatankleber, wie er rings herum neue und schöne Bilder aufhängte. Plötzlich sprach er mich an und fragte: „Weißt du, wer hier immer die Plakate abreißt?“ Ich glaube, ich bekam in diesem Moment kein Wort heraus und schüttelte nur den Kopf. Seine nächste Frage war: „Das bist doch nicht du, oder?“ Ich schüttelte den Kopf noch viel mehr. Ziemlich ängstlich, was er als

nächstes fragen würde, starrte ich ihn an. Es kam das Unvermeidliche. Er fragte: „Aber wenn du siehst, wer das war, dann sagst du mir das doch, oder?“ Ich sagte ihm ein schüchternes: „Ja!“, rannte weg und habe ihn nie wieder gesehen.

Ich war 5 Jahre alt, sollte im nächsten Sommer eingeschult werden und ging darum einmal in der Woche in die Vorschule. Dort wurde gemalt, gesungen, es wurden Gedichte gelernt und ich musste das erste Mal im Leben für eine längere Zeit völlig ruhig sitzen. Ich glaube, daß ich schon damals hochgradig untalentiert war, was malen und gestalten betraf. Das Schulgebäude befand sich zwei Straßen weiter und Oma hat mich immer dorthin gebracht. Nach dem Unterricht durfte ich allein nach Hause laufen. Mit den Kindern dieser Klasse hatte ich weiter keinen Kontakt. Meine Freunde wohnten schräg gegenüber der Villa meiner Großeltern. Wir trafen uns fast jeden Nachmittag und stellten teilweise schlimmen Unfug an. So gab es im Sommer einmal einen Tag, an dem wir jede Menge Schmetterlinge fingen. Was fängt man aber mit gefangenen Kohlweißlingen an? Zuerst stellten wir fest, dass die weiße Farbe von den Flügeln abgeht, wenn man sie zwischen den Fingern reibt. Leider bekam das den Schmetterlingen nicht gut. Also spielten wir Post. Wir suchten uns einen Briefkasten und warfen die kaputten Schmetterlinge in den Schlitz. Ich kann mir noch heute das Gesicht des

Postboten vorstellen, als er die Briefe aus dem Kasten nahm und dazwischen eine ganze Hand voll Insektenleichen lagen.

An einem anderen Tag stand in der Nähe von unserem Haus ein Pferdewagen. Wir Kinder rissen in einer nahe gelegenen Wiese ganze Büschel Gras aus und versuchten, die Pferde damit zu füttern. Plötzlich stellte sich uns die Frage, ob Pferde auch Stöcke fressen. Also hielten wir den Pferden Grasbüschel mit darin versteckten Stöckchen hin. Die Pferde fraßen es. Wir fragten uns, ob das auch funktionierte, wenn wir Zweige eines dornigen Rosenbuschs verfüttern würden. Zum Glück hat das der Kutscher rechtzeitig unterbunden. Dieser Kutscher war ein großer und kräftiger Mann. Außerdem hatte er ständig eine Zigarette im Mund. Als er mit seinem Pferdewagen weggefahren war, suchten wir seine Zigarettenstummel, nahmen sie in den Mund und stellten uns vor, so groß wie er zu sein. Echt eklig!

Es gab ja für uns Kinder so viel zu tun. Am liebsten spielten wir am Mühlgraben, etwa 5 Minuten von der Villa entfernt. Dort gab es Fische, Krebse, Insekten und jede Menge Müll. Besonders interessant waren kleine Rohrstücke und leere Würstchengläser. Wenn sie lange genug im Wasser lagen, versteckten sich darin gern die Krebse. Man musste nur durch das Wasser waten, mit der flachen Hand die Öffnungen zuhalten und die Falle aus dem Wasser heben. Das habe ich später noch viel besser gelernt aber in diesem Alter war das ein unglaubliches Abenteuer.

Manchmal haben wir auch Krebsrennen veranstaltet. Das Ufer war an manchen Stellen relativ flach und nahm eine Strecke bis zum Wasser von 2-3 Metern ein. Dort haben wir eine Linie gezeichnet, die Krebse dahinter gesetzt und gewartet, welcher von ihnen am schnellsten das Wasser erreichen würde. Jeder fing sich dazu seinen eigenen Krebs, der mitunter auch ein wenig gestupst und gejagt wurde, wenn er keine Lust hatte, mitzuspielen. Aber ungerecht, wie Kinder sind, blieb auch der Sieger nicht vom Kochtopf verschont.

Ich hatte zu jener Zeit einen metallic-roten Roller. Die Roller meiner Freunde waren grün und blau und manchmal zog ein ganzes buntes Geschwader durch die Straßen. Nicht weit entfernt von unserem Haus führte unsere Straße auf die große Fernverkehrsstraße F1 von Magdeburg nach Berlin. Dort war rein verkehrstechnisch schon etwas mehr los. Die F1 lag einige Meter höher als unsere Straße und wir Kinder nutzten den höhenausgleichenden Abhang, um uns immer wieder mit dem Roller bergab rollen zu lassen. Im Winter ging Tante Elli mit mir manchmal zur gleichen Stelle. Ich rodelte dann den Abhang hinunter und sie sagte mir immer eine Zahl, wie viele Meter ich geschafft hatte. Es war eine unbeschwerte Zeit. Ganz selten saß ich in der Wohnung, blickte traurig und sagte zu meiner Oma: "Ist mir langweilig!" Dann holte sie aus dem Schrank eine Kiste mit Spielen und wir spielten "Mensch ärgere dich nicht", "Taucherspiel" oder "Kampf um den Himalaja".

Die Zeit verging und eines Tages, es war im Juni 1969, stand ein fremder Mann bei uns im Flur. Es war mein Papa, der aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Nach einem dreiviertel Jahr war er mir völlig fremd geworden. Genau so war es mit dem kleinen blonden Mädchen an seiner Seite - Heike. Es hat aber nicht lange gedauert, da waren wir wieder eine richtige Familie. Ich werde ich die Zeit in Genthin nie vergessen und denke immer mit Dankbarkeit an meine Großeltern.



Zurück in Magdeburg

Wir fuhren mit der Eisenbahn zurück nach Magdeburg. Papa, Heike und ich wußten instinktiv, daß wir zusammen gehörten. (Keine Ahnung, ob es so war, aber es hört sich gut an). Ein paar Tage später wurde auch Mutti aus dem Krankenhaus entlassen und die nächsten Dinge, die auf mich warteten, waren mein Geburtstag und meine Einschulung. Nach so langer Zeit hatte ich in Magdeburg keine Freunde mehr, mit denen ich den Geburtstag hätte feiern können. Es wurde also eine rein familiäre Veranstaltung.

Dafür wurde die Einschulung um so interessanter. Ich wurde in die besten Sachen gesteckt und bekam gleich am frühen Morgen meine Zuckertüte. Mann, war das Ding schwer. Um den Schwerpunkt möglichst nach unten zu verlegen hatte Mutti in die Spitze einen Zuckerhut gesteckt. Darüber lagen dann Stifte, Süßigkeiten, Spielzeug und was sonst noch dazu gehört. Heike bekam auch eine Zuckertüte, allerdings viel kleiner.



Auf dem Schulhof in Begleitung meiner Eltern, Heike und meiner Großeltern angekommen wurden wir mit einem Programm, das die Schüler der 2.Klasse einstudiert hatten, empfangen. Ich hatte die ganze Zeit die schwere Zuckertüte bei mir und wollte sie partout nicht hergeben. Dazu hatte ich noch meinen hellbraunen Schulranzen und alle grinsten, wenn sie den kleinen Lastenträger sahen.



Die ersten Tage in der Schule habe ich mich furchtbar fremd gefühlt. Ich kannte aus meiner Klasse nur 1 Kind, Barbara Susann Eckart aus dem Nachbarhaus. Wir haben uns auch nebeneinander gesetzt – in die rechte Bankreihe, 4. Tisch von vorn. In der Klasse waren etwa 30 Kinder und unsere Lehrerin hieß Frau Ebeling. Ich fand sie eigentlich recht nett aber das legte sich, als sie einen Mitschüler, der ständig geschwätzt hat, über´s Knie legte und ihm – symbolisch – mit dem großen Tafellineal auf den Hintern schlug. Vielleicht hing es damit zusammen, vielleicht mit mit anderen Vorkommnissen, wir bekamen jedenfalls mit dem zweiten Halbjahr eine neue

Klassenleiterin. Frau Krappatsch war jung und hübsch und außerdem eine gute und beliebte Lehrerin, so daß der Abschied von Frau Ebeling doch recht tränenarm war.

Ich war ab der 1.Klasse ein guter Schüler, dem das Lernen leicht fiel und der damit nachmittags recht wenig tun mußte. Lediglich Zeichnen war so gar nicht mein Fach. Jede Wasserfarbe kleckste, die Bleistifte malten immer Fratzen und bei der Erstellung von Reißbildern aus Buntpapier war nicht ganz klar, was der Abfall und was die Kunst war. Der Höhepunkt kam jedoch kurz vor Ostern. Wir sollten 2 ausgeblasene Eier und 2 Pinsel mitbringen. Gut, dachte ich, 1 Pinsel reicht ja wohl auch, dann muß ich nur einmal mehr auswaschen. Dann sollten wir aber ein Ei auf den einen Pinsel stecken und mit dem anderen anmalen. Das Stecken ging ja noch, aber wie weiter? Irgend jemand hatte zum Glück 3 Pinsel mit und so war das erste Problem gelöst. Was aber viel schlimmer war: Andere Kinder erschafften kleine Kunstwerke mit Ornamenten und tollen Farben, ich strich meine beiden nur Eier an. Das eine Ei wurde grün, das andere rot überpinselt. Kein Muster, keine Kunst. Ich glaube, daß das die erste 4 war, die ich je bekam. Ich gab mir in Zeichnen solche Mühe, aber sollten wir z.B. einen Neubaublock zeichnen, habe ich als Kind aus dem Altbau gar nicht gewußt, was ich machen sollte. Diskutierten wir über das Muster auf dem Geschirr fand ich die falschen Bilder schön und bewertet wurde nun einmal, schön zu finden, was auch der Lehrerin gefiel. Frau Reiß, unsere Zeichenlehrerin, war selbst eine Art Kunstwerk. Immer war sie zu stark geschminkt und mit ihrer tiefen, rauhen Stimme hatte sie etwas Furchteinflößendes. Dazu kamen noch die mittelmäßigen Zensuren ... trotzdem schloß ich die 1.Klasse mit einem Durchschnitt von 1,4 ab und sollte auch bis zur 10.Klasse nie mehr als 4 Zensuren auf dem Zeugnis haben, die schlechter als 1 waren.

So nach und nach fand ich dann in der Klasse und auf unserem Hof neue Freunde und Spielgefährten, mit denen ich die Nachmittage verbrachte. In meinem ersten Schuljahr war meine Mutti noch Hausfrau, so daß ich, wenn die anderen Kinder im Hort waren, nach Hause kam, zu Mittag aß,

Hausaufgaben machte und dann zum Spielen auf den Hof ging. Die Welt teilte sich in Hort- und Hauskinder. So spielte ich also nach der Schule allein oder mit Heike und wartete darauf, daß die anderen Kinder nach Hause kommen.

Auf unserem Hof stand ein hellblaues Klettergerüst, auf dem wir Kinder mit Leidenschaft turnten. Unten war eine Querstange und einmal bin ich dort seeehr unüberlegt gesprungen – ein Bein links von der Stange, das andere Bein rechts und habe erst bei der Landung gemerkt, daß meine Beine kürzer waren als die Stange hoch. An diesen Schmerz denke ich noch heute.

Mein Heimweg von der Schule dauerte nur etwa 5 Minuten. Trotzdem habe ich es geschafft, daß ich im erste Schuljahr 2 mal fast von einem Auto überfahren worden wäre. Besten Dank noch heute an meinen Schutzengel, der sich wieder und wieder auszeichnen konnte. Da war zum Beispiel der Tag im späten Herbst, an dem wir auf dem Schulhof nach dem Unterricht in einem riesigen Laubhaufen spielten und die Blätter, die der Hausmeister vorher mühsam zusammen gefegt hat, in den Wind warfen. Plötzlich kam unser Direktor aus der Tür. Da sind wir aber geflitzt – zuerst quer über den Schulhof, dann aus dem Schultor hinaus und schon standen wir auf der Straße. Das Auto hielt mit einer Vollbremsung wenige Zentimeter vor mir.

Eigentlich war ich aber in der Schule ein ziemlich artiges Kind. Ich hatte ein paar körperliche Nachteile, weil ich immer der Jüngste war aber außer im Sportunterricht machte sich das nirgendwo bemerkbar. Die Lernfächer wie Deutsch, Mathematik oder Heimatkunde machten mir Spaß, Musik war mein absolutes Lieblingsfach und über Zeichnen möchte ich nun nichts mehr sagen. Dann gab es aber doch noch einen Umbruch. Wir waren fünf erste Klassen und gerade unsere Klasse wurde am Ende des ersten Schuljahres aufgeteilt. So kam ich von der 1d in die 2c. Bis zum Abschluß der 8.Klasse blieben wir nun nahezu unverändert und so sind über diesen langen Zeitraum die besten Freundschaften entstanden.